33. Jahrgang 3. Heft 1. Dezember 1920

Pastor bonus

Monatsschrift für kirchliche Wissenschaft und Praxis

herausgegeben von

Franz Hamm

Doktor der Theologie und Staatswirtschaft
Professor der Moraltheologie am Priesterseminar zu Trier

Preis jährlich 12.– Mk.

Mit kirchlicher Druckereianbuia.

BIBLIOTHECA APOSTOLICA VATICANA

INSTITUTI BIBLICI BIBLIOTHECA PONTIFICII

Druck und Verlag der Paulinus-Druckerei (G. m. b. H.) Trier

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Die Firmung in der orthodoxen griechischen Kirche (Prof. Dr. K. Lübeck) 111

Deutschland. Ethische Gedanken zu unserm Zusammenbruch und Neuaufbau (Professor Dr. Hamm) 118

Sankt Albert der Große O. P. Ein Gedächtnisblatt zum 15. November (Professor Dr. Chr. Schmitt) 129

Erbauliche Exequien. (Liturgische Beobachtung von Prälat P. Höveler) 134

Muß man die Skapuliermedaille immer, auch z. B. im Bett oder in der Todesstunde bei sich tragen? (H. Bremer, S. J.) 136

Aus der mystischen Literatur der Gegenwart (P. Alois Mager O. S. B.) . 143

Gedanken zum Missionsfeste für die Verbreitung des Glaubens (P. G. Anselmann S. V. D.) 149

Mitteilungen: Entscheidungen des Hl. Stuhles: 1. Schreiben des Papstes zur 50jährigen Gedenkfeier der Erhebung des hl. Joseph zum Schutzheiligen der Kirche; 2. Schreiben des Papstes an die Schweizer Bischöfe; 3. Errichtung von Missionspfarreien. (Dr. Franz Xaver Hecht P. S. M.) 153

Bücherschau: Bischof Joh. Michael Sailer, Ueber den Selbstmord. — Franke, Revolution auch der Religion? (P. Gemmel S. J.) . . . 155, 156

Basilius, Theoktista von Byzanz, die Mutter zweier Heiligen (P. W.) 156

Weigert, Das Dorf entlang. — Cohauß, Paulus, Ein Buch für Priester (P. B. Gerardi O. M. J.) 157

Pieper, Von der Arbeiterbewegung zum Arbeiterstande. — Hessen, Die unmittelbare Gotteserkenntnis nach dem hl. Augustinus (P. Isidor) 157, 158

Weihbischof H. von Hähling, Diasporaseelsorge. — Dewald-Klens, Einführung in das katholische Glaubensleben (Bistumssekretär Kammer)

Möhler, Kommentar zum Katechismus für das Bistum Rottenburg. — Deubig, Weg zum Herzen des Heilandes. — Deubig, Betrachtungen für die Jugend (Pfarrer Wessel) 158

Inseraten-Anhang 159

Zigarren — Zigaretten — Qualitäts-Tabake

CARL HEINDL ◇ TRIER

Inhaber: Ferd. Buckenmayer

gegr. 1894 **Zigarren-Versand** gegr. 1894

Brückenstrasse 6 :: Kein Laden

Fernsprecher 1073 Postscheck-Konto Cöln 16084

empfiehlt seine bestens erprobten Marken bei bekannter Preiswürdigkeit

Verkauf an Private zu Grosshandels-Preisen.

Die Firmung in der orthodoxen griechischen Kirche.

Von Prof. Dr. K. Lübeck, Fulda.

Zweck und Absicht der nachfolgenden Ausführungen ist es nicht, die Doktrin und Praxis der orthodoxen griechischen Kirche hinsichtlich des Sakramentes der Firmung [1]) in ihrer geschichtlichen Entwickelung eingehend darzulegen. Sie wollen vielmehr nur einen gedrängten Ueberblick geben über die Ausgestaltung und Eigenart, welche die Lehre von dem genannten Sakramente bei den orthodoxen griechischen Theologen der Gegenwart gefunden hat. Ein besonderes Augenmerk soll dabei auf etwaige Unterschiedenheiten gerichtet werden, welche sich zwischen Okzident und Orient in diesem Lehrpunkte herausgebildet haben, und hier soll auch die historische Grundlage aufgewiesen und kurz besprochen werden.

Jenes Sakrament, welches in der abendländischen Kirche nach seiner Hauptwirkung und Aufgabe „Firmung" (confirmatio) genannt wird, heißt in der gesamten griechischen Kirche gewöhnlich „Sakrament der Salbung" (μυστήριον τοῦ χρίσματος) oder kurzweg „Salbung" (τὸ χρίσμα oder

[1]) An Literatur sei hier genannt: A. v. Maltzew, Die Sakramente der orthodox-katholischen Kirche des Morgenlandes, Berlin 1898, p. LXXIX ff. Chr. Andrutsos, Δογματική τῆς ὀρθοδόξου ἀνατολικῆς ἐκκλησίας, Athen 1907, 336 ff. K. J. Dyovuniotis, Τὰ μυστήρια τῆς ἀνατολικῆς ὀρθοδόξου ἐκκλησίας ἐξ ἀπόψεως δογματικῆς, Athen 1913, 65 ff. J. E. Mesoloras, Ὀρθόδοξος χριστιανικὴ κατήχησις, 9. Ausg., Athen 1909, 73 ff. W. Gaß, Symbolik der griechischen Kirche, Berlin 1872, 246 ff. K. Vafidis (Βαφειδής), Ὀρθόδοξος χριστιανικὴ κατήχησις, Konstantinopel 1883, 64 ff. L. Janssens, La confirmation. Exposé dogmatique, historique et liturgique. Lille 1888. M. Sakellaropulos, Ἐκκλησιαστικὸν δίκαιον τῆς ἀνατολικῆς ὀρθοδόξου ἐκκλησίας, Athen 1898, 444 f. A. Christodulos, Δοκίμιον ἐκκλησιαστικοῦ δικαίου, Konstantinopel 1896, 404 ff. Bischof Theophilos von Kampania, Ταμεῖον ὀρθοδοξίας, 5. Ausg. besorgt von J. Mustakopulos, Athen 1908, 24 ff. A. Nepefny, Die Firmung. Dogmatische Abhandlung mit besonderer Rücksicht auf die Differenzpunkte zwischen der orientalischen und okzidentalischen Kirche, Passau 1869. Erzbischof Makarios von Moskau, Ἐγχειρίδιον τῆς κατὰ τὴν ὀρθόδοξον εἰς Χριστὸν πίστιν δογματικῆς θεολογίας, ins Griechische übersetzt von N. Pagidas, Athen 1882, 400—415. J. E. Mesoloras, Ἐγχειρίδιον λειτουργικῆς τῆς ὀρθοδόξου ἀνατολικῆς ἐκκλησίας, Athen 1895, 202 ff. D. Georgopulos, Ἱερὰ ἀνθολογία περιέχουσα ἑρμηνείαν ἐκ τῆς τελετῆς τῶν ἑπτὰ μυστηρίων τῆς ὀρθοδόξου ἐκκλησίας, 5. Ausg. besorgt von N. Michalopulos, Athen 1898, 17 ff. P. Schanz, Die Lehre von den heiligen Sakramenten der katholischen Kirche, Freiburg 1893, 282—318. T. N. Bernardakis, Ἱερὰ κατήχησις, Konstantinopel 1872, 150 ff. Metropolit Plato von Moskau, Ὀρθόδοξος διδασκαλία ἤτοι σύνοψις τῆς χριστιανικῆς θεολογίας, 4. (griech.) Ausg. besorgt von A. Koromilas, Athen 1851, 77 f. A. de Smet, Tractatus dogmatico-moralis de sacramentis in genere, de baptismo et confirmatione, Brügge 1915. F. J. Dölger, Das Sakrament der Firmung historisch-dogmatisch dargestellt (Theol. Studien der Leo-Gesellschaft H. 15), Wien 906. Dortselbst S. XIV ff. weitere (katholisch-abendländische) Literatur. Die Studie von J. B. Umberg, Die Schriftlehre vom Sakrament der Firmung, Freiburg 1920 konnte nicht mehr eingesehen werden.

χρῖσμα). Genommen ist diese **Bezeichnung** von jener Handlung, durch welche nach orthodoxer Lehranschauung das Sakrament zustande kommt, von der Salbung mit dem geweihten Oele (τὸ μύρον) nämlich, welche an dem Empfänger des Sakramentes vollzogen wird. Nach diesem geweihten Oele heißt das Sakrament auch „Sakrament des Myrons" (μυστήριον τοῦ μύρου) oder einfach „Myron" (τὸ μύρον oder μῦρον). Nach seinen Wirkungen trägt es die Namen Βεβαίωσις (= Firmung), Σφραγίς, Τέλειον oder Τελείωσις [1]. Andere Bezeichnungen sind: Χρῖσμα μυστηριῶδες, Δωρεὰ τοῦ ἁγίου Πνεύματος, Σύμβολον τοῦ Πνεύματος, Μυστήριον τοῦ Πνεύματος. [2]) Sie weisen hin auf die geheimnisvollen und gnadenreichen Beziehungen des Heiligen Geistes zu der sakramentalen Handlung bezw. zum Wesen des Sakramentes.

Angesichts der in der griechischen Kirche von alters her üblichen überaus engen äußeren Verbindung der Myronsalbung mit der Taufhandlung war es möglich, daß im späten Mittelalter die Behauptung auftreten konnte, bei den Griechen sei die Firmung nicht im Gebrauche [3]), bezw. dieselbe stelle nur eine den Taufritus begleitende Zeremonie dar [4]). Berechtigung hatte in Wirklichkeit keine dieser beiden Ansichten. Denn es kann gar nicht der mindeste Zweifel obwalten, einmal, daß die griechische Kirche von den ältesten Zeiten an bis auf den heutigen Tag stets die Myronsalbung als einen vom Taufakte vollständig unterschiedenen und selbständigen heiligen Ritus angesehen hat, und dann, daß diesem heiligen Ritus immerdar die **Sakramentalität** von ihr zuerkannt worden ist. Beides ergibt sich deutlich — um von früheren Zeugnissen hier ganz zu schweigen [5]) — z. B. aus dem Zeugnisse des Erzbischofs **Symeon von Thessalonich** (gest. um 1428), welcher die Myronsalbung unter den sieben heiligen Sakramenten der Kirche aufzählt. [6]) Ferner aus den im 17. Jahrhundert entstandenen symbolischen Büchern [7]) der orthodoxen Kirche, welchen dieselbe das höchste

[1]) Die Bezeichnungen Τελείωσις und Σφραγίς werden wie in altchristlicher Zeit (vgl. F. J. **Dölger**, Sphragis, Paderborn 1911, 70 ff. 99 ff. 149 ff. 184 ff.) auch heute noch bisweilen für die Taufe gebraucht. **Dyovuniotis**, Μυστήρια 66 Anmerkung 1. [2]) **Andrutsos**, Δογματική 336. **Dyovuniotis** 66.

[3]) So erklärte auf dem Konzile von Trient Erzbischof Antonius Cauc s von Corcyra: esse abusum in sua ecclesia Corcyrensi, quod Graeci non utuntur sacramento confirmationis et extremae unctionis. Vgl. A. **Theiner**, Acta genuina ss. oecumenici concilii Tridentini, Agram 1874, I 443. L. **Allatius**, De ecclesiae occidentalis atque orientalis perpetua consensione libri III, Köln 1648, 1253 ff.

[4]) J. **Dalläus**, De duobus Latinorum ex unctione sacramentis confirmatione et extrema unctione disputatio, Genf 1659, l. II. c. 17. Gegen ihn A. **Natalis**, Historia ecclesiastica, Paris 1730, III 418 ff.

[5]) S. darüber **Dölger**, Firmung 43 ff. Der hier S. 44 genannte Mönch Job gehört aber nicht, wie Dölger angibt, ins 6. Jahrhundert, sondern nach S. **Petrides**, Le moine Job: Echos d'Orient 1912 XV 40—49 in die zweite Hälfte des 13. Säkulums.

[6]) **Symeon** von Thessalonich, Περὶ τῶν ἱερῶν τελετῶν c. 33 (Migne S G 155, 177): Ὅτι ἑπτὰ τὰ τῆς ἐκκλησίας μυστήρια . . . . Ταῦτα δέ εἰσι βάπτισμα, χρῖσμα, κοινωνία, χειροτονία, γάμος, μετάνοια καὶ ἔλαιον ἅγιον.

[7]) Vgl. darüber K. **Lübeck**, Die christlichen Kirchen des Orients, Kempten 1911, 95 f. und Theologie und Glaube 1916 VIII 319 f. Anm. 3. Den Text derselben s. u. a. bei J. **Michalcescu**, Θησαυρὸς τῆς ὀρθοδοξίας. Die Bekenntnisse und die wichtigsten Glaubenszeugnisse der griechisch-orientalischen Kirche, Leipzig 1904.

Ansehen und eine alle ihre Gläubigen bindende Lehrautorität zuerkennt. Soweit sie sich mit der Sakramentenlehre befassen, führen sie ausnahmslos unter den sieben christlichen Sakramenten die Firmung als ein von der Taufe verschiedenes Gnadenmittel mit sakramentalem Charakter[1]) auf. Angesichts dieser unzweideutigen und ununterbrochenen[2]) Tradition in der griechischen Kirche kann es daher natürlich nicht wundernehmen, daß auch die heutigen orthodoxen Theologen ohne jegliche Ausnahme[3]) von der Selbstständigkeit und Sakramentalität der Myronsalbung überzeugt und diese Lehre eingehender zu begründen in ihren Schriften bestrebt sind.

Den Beweis dafür, daß die Firmung ein von der Taufe verschiedener heiliger Ritus sei, führen sie gleich den abendländischen Theologen[4]) aus der Unterschiedenheit der Wirkungen und des Zweckes der beiden sakralen Handlungen[5]), aus der (gelegentlichen) Verschiedenheit des Spenders bezw. der (gelegentlich) räumlich und zeitlich getrennten Spendung derselben seitens der Apostel (Apg. 8, 14 ff.; 19, 2 ff.) sowie aus der ins christliche Altertum zurückreichenden Tradition.[6]) Die Sakramentalität des Firmungsritus ergibt sich ihnen aus der Anordnung Jesu Christi, nach welcher das äußere Zeichen der unter Gebet (und Oelsalbung?) erfolgenden Handauflegung mit einer inneren Gnadenwirkung verbunden sein sollte. Zwar entzieht sich auch ihrer Kenntnis, wann und wo Christus die Einsetzung des Firmsakramentes vorgenommen hat[7]), aber deshalb sind doch die meisten von ihnen einig in der Annahme und Behauptung, daß nicht etwa entsprechend der Ansicht einiger abendländischer Theologen des Mittelalters[8]) die Apostel im Auftrage des Herrn die Firmung in der Christenheit eingeführt haben, sondern daß deren Einsetzung unmittelbar auf den Heiland zurückgeht.[9])

---

[1]) So gibt die im Jahre 1643 von den vier orthodoxen Patriarchen approbierte Ὀρθόδοξος ὁμολογία des Erzbischofs Mogilas von Kiew auf die Frage Ἐ. 104: Ποῖον εἶναι τὸ δεύτερον μυστήριον εἰς τὴν ἐκκλησίαν τοῦ Χριστοῦ; die Antwort: τὸ μύρον τοῦ χρίσματος (Michalcescu 70). Vgl. auch die aus dem Jahre 1672 stammende Ὁμολογία des Jerusalemer Patriarchen Dositheus Ὁ. 15 (Michalcescu 168) sowie die Ὁμολογία des Patriarchen Metrophanes Kritopulos von Alexandrien († um 1641) κεφ. 8 (Michalcescu 220 f.)

[2]) Die Irrlehre des ökumenischen Patriarchen Cyrillus Lukaris, daß es nur zwei Sakramente in der Kirche Christi gebe (in seiner Ὁμολογία κεφ. 15, Michalcescu 272), wurde auf der orthodoxen Synode von Konstantinopel 1638 verurteilt. Kirchenlexikon III 1303 f. Schanz, Sakramentenlehre 200 f. F. Kattenbusch, Lehrbuch der vergleichenden Confessionskunde. Erster Band: Die orthodoxe anatolische Kirche, Freiburg 1892, 142 ff. L. Allatius l. c. 1257 ff.

[3]) Vgl. die oben S. 111 Anm. 1 angeführte orthodox-theologische Literatur.

[4]) Vgl. Dölger, Firmung 27—42. Schanz 283 ff. J. Pohle, Lehrbuch der Dogmatik, 3. Aufl., Paderborn 1907 f. III 145 ff.

[5]) Hingewiesen wird zumeist auf Joh. 7, 38; 14, 26; 16, 13; 2. Kor. 1, 21 f; 1. Joh. 2, 27.

[6]) Vgl. insbesondere Makarios-Pagidas l. c 401 ff. Andrutsos 336 ff. Dyovuniotis 67 ff. Georgopulos 17. S. auch A. Staerk, Der Taufritus in der griechisch-russischen Kirche, Freiburg 1903, 128 ff.

[7]) Vgl. dazu Dyovuniotis 70 Anm. Kirchenlexikon IV 1508.

[8]) Näheres bei Schanz 113 ff. Kirchenlexikon X 1506. H. Hurter, Theologiae dogmaticae compendium, 7. Aufl., Innsbruck 1891, III 249 ff. Vgl. auch Chr. Pesch, Praelectiones dogmaticae VI, 4. Aufl., Freiburg 1914, 89 f. 91 ff.

[9]) S. darüber Dyovuniotis 10 f. 70. Andrutsos 295 ff. 387. Makarios-Pagidas 403. Mesoloras 70 74 scheint ebenso wie Vasidis 64

Als äußeres Zeichen des Mysteriums der Firmung gelten in der orthodoxen Kirche vor allem die Salbung der wichtigsten Sinne und Glieder des Empfängers mit dem heiligen Myron sowie die gleichzeitig gesprochene sakramentale Gebetsformel: „Σφραγὶς δωρεᾶς Πνεύματος Ἁγίου. Ἀμήν."

Das Myron (τὸ μύρον oder μῦρον) ist ein Gegenstück zum abendländischen Chrisam. Doch besteht es nicht wie dieser aus Olivenöl und Balsam, sondern — im ökumenischen Patriarchate von Konstantinopel wenigstens — aus einem Gemische von nicht weniger als 57 Bestandteilen, unter denen allerdings das Olivenöl quantitativ vorherrscht.[1]) In der orthodoxen russischen Kirche ist die Zahl der dem Olivenöle beigemischten Ingredienzien wesentlich geringer.[2]) Ursprünglich wurde auch wohl in der griechischen Kirche die Firmsalbung mit reinem Olivenöle vorgenommen, seit dem 6. Jahrhundert aber wurden demselben wohlriechende Ingredienzien beigemengt[3]), deren Zahl in der byzantinischen Kirche im Laufe der Zeit allmählich ihre heutige Höhe erreichte. Die Menge und Beschaffenheit der beigemischten Substanzen sollte die Fülle, Mannigfaltigkeit und Lieblichkeit der durch das Sakrament der Myronsalbung vermittelten Gnadengaben des Heiligen Geistes andeuten und darstellen.[4]) Zur Weihe des Myrons befugt ist nach der orthodoxen Lehre an sich jeder Bischof.[5]) Doch beansprucht jetzt der ökumenische Patriarch von Konstantinopel die Myronweihe als ein ihm allein zustehendes Patriarchalrecht[6]), ein Anspruch, welcher zwar von den übrigen orthodoxen Autokephalkirchen theoretisch als unberechtigt erklärt[7]), praktisch aber im Hinblick auf die hohen Herstellungskosten des Myrons und teilweise auch aus idealen Erwägungen von den meisten ohne allen Protest hingenommen wird.[8]) Nur die russische und rumänische Kirche bereiten sich

---

ene Einführung durch die Apostel anzunehmen. Auch Georgopulos 19 meint: „Τὸ ἅγιον μυστήριον τοῦ μύρου διέταξαν οἱ θεῖοι Ἀπόστολοι καὶ παρέδωκαν εἰς τοὺς διαδόχους τῶν" κτλ.

[1]) M. J. Gedeon, Περὶ τοῦ ἁγίου Μύρου, Konstantinopel 1912, 100 ff. L. Petit, Composition et consecration du Saint Chrême: Echos d'Orient 1899 III 129—142. [2]) Vgl. darüber Staerk, Taufritus 147.

[3]) F. X. Kraus, Realencyklopädie der christlichen Altertümer, Freiburg 1882 ff., 211. Dölger, Firmung 97 f.

[4]) J. E. Mesoloras, Ἐγχειρίδιον λειτουργικῆς τῆς ὀρθοδόξου ἀνατολικῆς ἐκκλησίας, Athen 1895, 203 Anm. 3. Georgopulos, Ἱερὰ ἀνθολογία 18. D. N. Bernardakis, Ἱερὰ κατήχησις, Konstantinopel 1872, 151. Dyovuniotis 77. Staerk, Taufritus 147. Andrutsos 341.

[5]) Andrutsos 342: „Τὸ μυστήριον τοῦ μύρου καθαγιάζει ὁ ἐπίσκοπος, χρίει δὲ διὰ τούτου τοὺς νεοφύτους ὁ ἱερεύς". N. Milasch, Das Kirchenrecht der morgenländischen Kirche. Uebersetzt von A. v. Pessisch, 2. Aufl., Mostar 1905, 374.

[6]) Vgl. dazu L. Petit, Du pouvoir de consacrer le saint chrême: Echos d'Orient 1899 III 1—7.

[7]) So erklärt selbst der Professor des Kirchenrechts an der Theologenschule des ökumenischen Patriarchats zu Chalki A. Christodulos, Δοκίμιον ἐκκλησιαστικοῦ δικαίου, Konstantinopel 1896, 405: „Ἐν τῇ ὀρθοδόξῳ Ἐκκλησίᾳ, τὸ χρίσμα καθαγιάζεται ὑπὸ μόνου τοῦ ἐπισκόπου, κατ' ἀρχαῖον δὲ ἔθος ἐν τῇ Ἀνατολῇ, τελούμενον ἐν τοῖς Πατριαρχείοις καὶ διανεμόμενον εἶτα εἰς τὰς ἐπαρχίας" κτλ.

[8]) So bezieht die Kirche Griechenlands angeblich „εἰς ἔνδειξιν σεβασμοῦ καὶ ἑνότητος" ihr Myron vom ökumenischen Patriarchen; vgl. M. Sakellaropulos, Ἐκκλησιαστικὸν δίκαιον τῆς ἀνατολικῆς ὀρθοδόξου ἐκκλησίας, Athen 1898, 445. S. auch J. E. Mesoloras, Ὀρθόδοξος χριστιανικὴ κατήχησις, 9. Ausg., Athen 1909, 75 Anm. 1. Georgopulos 18.

selbst ihr Myron, indes Bulgarien, Montenegro und die drei Autokephalkirchen in Oesterreich-Ungarn dasselbe von Rußland bezw. von Rumänien beziehen.[1]) Zubereitet wird das Myron in Konstantinopel an den drei ersten Werktagen der Karwoche. Die Weihe empfängt es am Gründonnerstage während der feierlichen Liturgie vom Patriarchen unter Assistenz von Metropoliten und Bischöfen.[2]) Mit Rücksicht auf die Umständlichkeit der Zubereitung, die Schwierigkeiten der Beschaffung einzelner Ingredienzien sowie auf deren hohen Preis findet eine Weihe des Myrons nicht etwa wie in der abendländischen Kirche alljährlich, sondern nur in größeren Zwischenräumen (zumeist ungefähr alle zwölf Jahre) statt.[3])

Die Frage, ob denn das Myron trotz der vielen, ihm beigemengten Ingredienzien noch als Oel und damit als gültige Materie angesprochen werden könne, ist, soweit wir sehen können, von den orthodoxen Theologen nie ausdrücklich erörtert worden. Man ist eben — und zwar unseres Erachtens wohl mit vollem Rechte — wegen des starken Ueberwiegens der Oelmenge von seinem Oelcharakter allezeit fest überzeugt gewesen und hat deshalb chemische Erörterungen und Untersuchungen nie angestellt. Auch darüber hat man unseres Wissens nie diskutiert, ob denn die Validität der Materie die Beimischung sämtlicher Ingredienzien erfordere, bezw. ob einige (und eventuell welche) fehlen dürften. Diese Diskussion unterblieb aus dem ständigen und klaren Empfinden heraus, daß die üblichen Ingredienzien weder im ganzen, noch im einzelnen zum Wesen des Myrons gehörten und deshalb in ihrer Gesamtheit wie in ihren einzelnen Teilen unbeschadet der Gültigkeit der Materie sehr wohl fehlen könnten. Aus diesem Grunde wurde auch das Myron der russischen Kirche, welchem ja ein sehr großer Teil der im griechischen Myron enthaltenen Stoffe nicht beigemengt zu werden pflegt, stets als dem griechischen gleichwertig anerkannt.[4])

Abweichend von dem abendländischen Brauche erfolgt in der griechischen Kirche die Salbung mit dem Myron nicht nur auf der Stirne, sondern auch an anderen Gliedern des Leibes. Näherhin auf der Stirne, an den Augen, den beiden Nasenflügeln, dem Munde, den beiden Ohren, der Brust sowie an den Händen und Füßen[5]) und zwar jedesmal in Kreuzesform.[6]) Die Salbung auf der Stirne geschieht zur besonderen Heiligung des Gedankenlebens, die auf der Brust (Herz) zur Heiligung des Gemütes und

[1]) K. Beth, Die orientalische Christenheit der Mittelmeerländer. Berlin 1902, 87 ff. 69 ff. Echos d'Orient 1912 XV 268.

[2]) Vgl. darüber die vom ökumenischen Patriarchate herausgegebenen Broschüren: Διάταξις τοῦ ἁγίου μύρου (Konstantinopel 1890) und Ἀκολουθία τῆς τοῦ ἁγίου μύρου κατασκευῆς καὶ εὐλογίας (Konstantinopel 1912).

[3]) Die sechs letzten Myronweihen fanden statt in den Jahren 1856, 1865, 1879, 1890, 1903 und 1912. — Zum Ganzen s. K. Lübeck, Das Myron der orthodoxen griechischen Kirche: Theol. Quartalschrift 1915 XCVII 412—441.

[4]) Ueber die abendländische Auffassung von der Notwendigkeit der Beimischung des Balsams s. Chr. Pesch, Praelectiones dogmaticae VI, 4. Aufl., Freiburg 1914, 236 f.

[5]) Vgl. die griechischen Euchologien (Römische Ausgabe 1873 p. 158). Mesoloras, Ἐγχειρίδιον λειτουργικῆς 204. Dyovuniotis 77. Andrutsos 341. Christodulos, Δοκίμιον 405. Maltzew, Sakramente 72.

[6]) Makarios-Pagidas 408 f. Mesoloras, Ὀρθόδοξος χριστιανικὴ κατήχησις 75. Dyovuniotis l. c.

Als äußeres Zeichen des Mysteriums der Firmung gelten in der orthodoxen Kirche vor allem die Salbung der wichtigsten Sinne und Glieder des Empfängers mit dem heiligen Myron sowie die gleichzeitig gesprochene sakramentale Gebetsformel: „Σφραγὶς δωρεᾶς Πνεύματος Ἁγίου. Ἀμήν."

Das Myron (τὸ μύρον oder μῦρον) ist ein Gegenstück zum abendländischen Chrisam. Doch besteht es nicht wie dieser aus Olivenöl und Balsam, sondern — im ökumenischen Patriarchate von Konstantinopel wenigstens — aus einem Gemische von nicht weniger als 57 Bestandteilen, unter denen allerdings das Olivenöl quantitativ vorherrscht.[1]) In der orthodoxen russischen Kirche ist die Zahl der dem Olivenöle beigemischten Ingredienzien wesentlich geringer.[2]) Ursprünglich wurde auch wohl in der griechischen Kirche die Firmsalbung mit reinem Olivenöle vorgenommen, seit dem 6. Jahrhundert aber wurden demselben wohlriechende Ingredienzien beigemengt[3]), deren Zahl in der byzantinischen Kirche im Laufe der Zeit allmählich ihre heutige Höhe erreichte. Die Menge und Beschaffenheit der beigemischten Substanzen sollte die Fülle, Mannigfaltigkeit und Lieblichkeit der durch das Sakrament der Myronsalbung vermittelten Gnadengaben des Heiligen Geistes andeuten und darstellen.[4]) Zur Weihe des Myrons befugt ist nach der orthodoxen Lehre an sich jeder Bischof.[5]) Doch beansprucht jetzt der ökumenische Patriarch von Konstantinopel die Myronweihe als ein ihm allein zustehendes Patriarchalrecht[6]), ein Anspruch, welcher zwar von den übrigen orthodoxen Autokephalkirchen theoretisch als unberechtigt erklärt[7]), praktisch aber im Hinblick auf die hohen Herstellungskosten des Myrons und teilweise auch aus idealen Erwägungen von den meisten ohne allen Protest hingenommen wird.[8]) Nur die russische und rumänische Kirche bereiten sich

---

e ne Einführung durch die Apostel anzunehmen. Auch Georgopulos 19 meint: „Τὸ ἅγιον μυστήριον τοῦ μύρου διέταξαν οἱ θεῖοι Ἀπόστολοι καὶ παρέδωκαν εἰς τοὺς διαδόχους τῶν" κτλ.

[1]) M. J. Gedeon, Περὶ τοῦ ἁγίου Μύρου, Konstantinopel 1912, 100 ff. L. Petit, Composition et consecration du Saint Chrême: Echos d'Orient 1899 III 129—142. [2]) Vgl. darüber Staerk, Taufritus 147.

[3]) F. X. Kraus, Realencyklopädie der christlichen Altertümer, Freiburg 1882 ff., 211. Dölger, Firmung 97 f.

[4]) J. E. Mesoloras, Ἐγχειρίδιον λειτουργικῆς τῆς ὀρθοδόξου ἀνατολικῆς ἐκκλησίας, Athen 1895, 203 Anm. 3. Georgopulos, Ἱερὰ ἀνθολογία 18. D. N. Bernardakis, Ἱερὰ κατήχησις, Konstantinopel 1872, 151. Dyovuniotis 77. Staerk, Taufritus 147. Andrutsos 341.

[5]) Andrutsos 342: „Τὸ μυστήριον τοῦ μύρου καθαγιάζει ὁ ἐπίσκοπος, χρίει δὲ διὰ τούτου τοὺς νεοφώτους ὁ ἱερεύς". N. Milasch, Das Kirchenrecht der morgenländischen Kirche. Uebersetzt von A. v. Pessisch, 2. Aufl., Mostar 1905, 374.

[6]) Vgl. dazu L. Petit, Du pouvoir de consacrer le saint chrême: Echos d'Orient 1899 III 1—7.

[7]) So erklärt selbst der Professor des Kirchenrechts an der Theologenschule des ökumenischen Patriarchats zu Chalki A. Christodulos, Δοκίμιον ἐκκλησιαστικοῦ δικαίου, Konstantinopel 1896, 405: „Ἐν τῇ ὀρθοδόξῳ Ἐκκλησίᾳ, τὸ χρίσμα καθαγιάζεται ὑπὸ μόνου τοῦ ἐπισκόπου, κατ' ἀρχαῖον δὲ ἔθος ἐν τῇ Ἀνατολῇ, τελούμενον ἐν τοῖς Πατριαρχείοις καὶ διανεμόμενον εἶτα εἰς τὰς ἐπαρχίας" κτλ.

[8]) So bezieht die Kirche Griechenlands angeblich „εἰς ἔνδειξιν σεβασμοῦ καὶ ἑνότητος" ihr Myron vom ökumenischen Patriarchen; vgl. M. Sakellaropulos, Ἐκκλησιαστικὸν δίκαιον τῆς ἀνατολικῆς ὀρθοδόξου ἐκκλησίας, Athen 1898, 445. S. auch J. E. Mesoloras, Ὀρθόδοξος χριστιανικὴ κατήχησις, 9. Ausg., Athen 1909, 75 Anm. 1. Georgopulos 18.

selbst ihr Myron, indes Bulgarien, Montenegro und die drei Autokephalkirchen in Oesterreich-Ungarn dasselbe von Rußland bezw. von Rumänien beziehen.[1]) Zubereitet wird das Myron in Konstantinopel an den drei ersten Werktagen der Karwoche. Die Weihe empfängt es am Gründonnerstage während der feierlichen Liturgie vom Patriarchen unter Assistenz von Metropoliten und Bischöfen.[2]) Mit Rücksicht auf die Umständlichkeit der Zubereitung, die Schwierigkeiten der Beschaffung einzelner Ingredienzien sowie auf deren hohen Preis findet eine Weihe des Myrons nicht etwa wie in der abendländischen Kirche alljährlich, sondern nur in größeren Zwischenräumen (zumeist ungefähr alle zwölf Jahre) statt.[3])

Die Frage, ob denn das Myron trotz der vielen, ihm beigemengten Ingredienzien noch als Oel und damit als gültige Materie angesprochen werden könne, ist, soweit wir sehen können, von den orthodoxen Theologen nie ausdrücklich erörtert worden. Man ist eben — und zwar unseres Erachtens wohl mit vollem Rechte — wegen des starken Ueberwiegens der Oelmenge von seinem Oelcharakter allezeit fest überzeugt gewesen und hat deshalb chemische Erörterungen und Untersuchungen nie angestellt. Auch darüber hat man unseres Wissens nie diskutiert, ob denn die Validität der Materie die Beimischung sämtlicher Ingredienzien erfordere, bezw. ob einige (und eventuell welche) fehlen dürften. Diese Diskussion unterblieb aus dem ständigen und klaren Empfinden heraus, daß die üblichen Ingredienzien weder im ganzen, noch im einzelnen zum Wesen des Myrons gehörten und deshalb in ihrer Gesamtheit wie in ihren einzelnen Teilen unbeschadet der Gültigkeit der Materie sehr wohl fehlen könnten. Aus diesem Grunde wurde auch das Myron der russischen Kirche, welchem ja ein sehr großer Teil der im griechischen Myron enthaltenen Stoffe nicht beigemengt zu werden pflegt, stets als dem griechischen gleichwertig anerkannt.[4])

Abweichend von dem abendländischen Brauche erfolgt in der griechischen Kirche die Salbung mit dem Myron nicht nur auf der Stirne, sondern auch an anderen Gliedern des Leibes. Näherhin auf der Stirne, an den Augen, den beiden Nasenflügeln, dem Munde, den beiden Ohren, der Brust sowie an den Händen und Füßen[5]) und zwar jedesmal in Kreuzesform.[6]) Die Salbung auf de Stirne geschieht zur besonderen Heiligung des Gedankenlebens, die auf der Brust (Herz) zur Heiligung des Gemütes und

[1]) K. Beth, Die orientalische Christenheit der Mittelmeerländer, Berlin 1902, 87 ff. 69 ff. Echos d'Orient 1912 XV 268.

[2]) Vgl. darüber die vom ökumenischen Patriarchate herausgegebenen Broschüren: Διάταξις τοῦ ἁγίου μύρου (Konstantinopel 1890) und Ἀκολουθία τῆς τοῦ ἁγίου μύρου κατασκευῆς καὶ εὐλογίας (Konstantinopel 1912).

[3]) Die sechs letzten Myronweihen fanden statt in den Jahren 1856, 1865, 1879, 1890, 1903 und 1912. — Zum Ganzen s. K. Lübeck, Das Myron der orthodoxen griechischen Kirche: Theol. Quartalschrift 1915 XCVII 412—441.

[4]) Ueber die abendländische Auffassung von der Notwendigkeit der Beimischung des Balsams s. Chr. Pesch, Praelectiones dogmaticae VI, 4. Aufl., Freiburg 1914, 236 f.

[5]) Vgl. die griechischen Euchologien (Römische Ausgabe 1873 p. 158). Mesoloras, Ἐγχειρίδιον λειτουργικῆς 204. Dyovuniotis 77. Andrutsos 341. Christodulos, Δοκίμιον 405. Maltzew, Sakramente 72.

[6]) Makarios-Pagidas 408 f. Mesoloras, Ὀρθόδοξος χριστιανικὴ κατήχησις 75. Dyovuniotis l. c.

des Willens, die Salbung der Sinnesorgane zur Heiligung ihrer Empfindungen und Gefühle, die der Hände und Füße zur Heiligung der Werke und der Wege (Unternehmungen) des Getauften.[1]) Vorgenommen wird die Salbung mit dem in das Myron eingetauchten Daumen, neuerdings (leider) von einigen auch mit einem Pinselchen bezw. mit einem Stäbchen, an welchem ein Wattknäuel befestigt ist.

Der Brauch, den Firmling an mehreren Gliedern zu salben, ist sehr alt. Bereits Bischof Cyrillus von Jerusalem bezeichnet in seinen im Jahre 348 vorgetragenen Katechesen als den Ritus, welcher den Heiligen Geist vermittelt, die Salbung auf der Stirne, an den Ohren, an der Nase und auf der Brust.[2]) Aehnliches ergibt sich aus dem sog. 7. Kanon des ersten ökumenischen Konzils von Konstantinopel (381), welcher allerdings eher als ein Auszug aus einem Schreiben zu bezeichnen ist, welches die Kirche von Konstantinopel um die Mitte des 5. Jahrhunderts an den Bischof Martyrius von Antiochien richtete.[3]) In diesem Kanon wird erklärt, daß man gewisse Häretiker in die Kirche aufnehme, nachdem sie zuvor besiegelt oder gesalbt worden seien mit dem heiligen Myron auf der Stirne, an den Augen, der Nase, dem Munde und an den Ohren.[4]) Dasselbe berichtet der 95. Kanon des Quinisextum oder Trullanum (692), welcher den 7. Kanon von Konstantinopel ohne Quellenangabe wörtlich herübergenommen hat.[5]) Nach Goar's Euchologion wurde die Myronsalbung auf der Stirne, an den Augen, der Nase, den Ohren und den Füßen[6]) vorgenommen, — man erkennt sofort, daß im Laufe der Zeit stets neue Glieder von den Griechen zur Salbung hinzugenommen wurden.

In der ältesten Christenheit war der Brauch, bei der Firmung an mehreren Gliedern zu salben, zweifellos nicht allgemein verbreitet. Nicht einmal im Morgenlande hatte er sich allgemeine Uebung und Geltung zu verschaffen gewußt. Deutlich ersehen wir dies aus der Aegyptischen Kirchenordnung, dem Testamente unseres Herrn Jesus Christus sowie aus den arabischen Kanones des Hippolytus.[7]) Diese Schriften kennen nur eine

[1]) Mesoloras, Ἐγχειρίδιον 204. Dyovuniotis 77 Anm. 4.

[2]) Cyrill. Hierosol. Catech. myst. III n. 4. (ed. Rupp II 368).

[3]) Vgl. C. J. v. Hefele, Konziliengeschichte, 2. Aufl., Freiburg 1873 ff. II 27 f. J. Ernst, Die Ketzertaufangelegenheit in der altchristlichen Kirche nach Cyprian (Forschungen zur christl. Literatur- und Dogmengeschichte II 4), Mainz 1901, 64.

[4]) F. Lauchert, Die Kanones der wichtigsten altkirchlichen Konzilien, Freiburg 1896, 86 f. Den Nachweis, daß es sich in diesem Kanon um die Firmung handelt, s. bei Dölger, Firmung 135 ff.

[5]) Lauchert a. a. O. 136 f. Hefele a. a. O. III² 342.

[6]) J. Goar, Euchologion seu Rituale Graecorum, Paris 1647, 358. 360. Nach dem Euchologium Barberinum wurden Stirne, Augen, Nase, Ohren, Hände und Herz gesalbt. Nach der von der byzantin. Synode des Jahres 1484 aufgestellten ἀκολουθία (Abdruck bei Rhallis-Potlis, Σύνταγμα τῶν θείων καὶ ἱερῶν κανόνων. Athen 1852 ff., V 143 ff. und bei M. J. Gedeon, Κανονικαὶ διατάξεις, Konstantinopel 1883 ff., II 65 ff.) sollte bei den zur Orthodoxie Uebertretenden die Firmung durch Salbung der Stirne, der Ohren, des Kinnes, der Hände, der Brust und der Kniee erteilt werden (vgl. K. Lübeck, Die Aufnahme Andersgläubiger in die griechisch-russische Kirche: Katholik 1915 II 5).

[7]) Vgl. H. Achelis, Die ältesten Quellen des orientalischen Kirchenrechts. Erstes Buch: Die Canones Hippolyti, Leipzig 1891, 98 f. J. Ephräm II. Rahmani, Testamentum D. N. J. Chr., Mainz 1899, 129 f. D. B. Haneberg, Canones s. Hippolyti, München 1870, 76 f.

einzige Firmsalbung[1]) und zwar auf dem Haupte bezw. auf der Stirne[2]) — eine Praxis, welche sich allerdings in der ägyptischen und syrischen Kirche nicht bis auf den heutigen Tag zu erhalten vermocht hat. Denn die neueren syrischen Ritualien kennen eine (dreimalige) Salbung auf der Stirne und an den Schläfen[3]), und die koptischen eine solche auf der Stirne, an den Augen, der Nase, dem Munde, den Ohren, den inneren und äußeren Handflächen, dem Herzen, den Armen, den Knieen usw.[4]) Ob der heute bei den Griechen übliche Brauch ursprünglich eine ausschließliche Besonderheit der Kirche von Jerusalem war, welche sich später auch in anderen griechischen Gemeinden durchsetzte und schließlich zu allgemeiner Herrschaft gelangte, steht dahin.

Während in der lateinischen Kirche entsprechend der einen Firmsalbung die sakramentale Gebetsformel auch nur ein einziges Mal ausgesprochen wird, werden in der griechischen die Worte: „Σφραγὶς δωρεᾶς Πνεύματος Ἁγίου. Ἀμήν" bei jeder der sieben Salbungen wiederholt.[5]) Diese Formel schließt sich enge an die Heilige Schrift an, in welcher „δωρεὰ Πνεύματος Ἁγίου" öfters von der Mitteilung des Heiligen Geistes gebraucht wird[6]), indes der ursprünglich zur Bezeichnung der Taufe übliche Terminus „σφραγίς" bereits um das Jahr 400 in manchen Gegenden des Orients stehender Ausdruck für die auf die Taufe folgende, unter einem Kreuzzeichen vollzogene Myronsalbung geworden war.[7]) Zum ersten Male begegnet uns die Formel in dem schon erwähnten Schreiben der Kirche von Konstantinopel an den Patriarchen Martyrius von Antiochien aus der Mitte des fünften Säkulums, welches im Auszuge in dem sog. 7. Kanon des Konzils von Konstantinopel (381) wiedergegeben ist.[8]) Anklänge an die-

---

[1]) Durchaus unberechtigt schreibt also Dyovuniotis 78 unter Berufung auf die heutige Praxis der syrischen Jakobiten, der Kopten und der Armenier: „Κατὰ ταῦτα ἡ συνήθεια τῆς δυτικῆς ἐκκλησίας, τῆς σφραγιζούσης μόνον τὸ μέτωπον, δὲν εἶνε ὀρθὴ ὡς ἀντικειμένη εἰς τὴν ἀρχαιοτάτην Παράδοσιν."

[2]) So allerdings nur in einer Berliner Handschrift der Canones Hippolyti; vgl. W. Riedel, Die Kirchenrechtsquellen des Patriarchats Alexandrien, Leipzig 1900, 213 Anm. Zum Ganzen s. Dölger, Firmung 77 ff. 94 ff.

[3]) Vgl. H. Denzinger, Ritus Orientalium, Coptorum, Syrorum et Armenorum in administrandis sacramentis, Würzburg 1863, I 209 ff. 230. Maltzew, Sakramente p. LXXXVIII.

[4]) Vgl. Denzinger, Ritus Orientalium I 277 ff. 287. Maltzew p. LXXXV f. Wann diese Aenderung eingetreten ist, entzieht sich unserer Kenntnis. In einer von A. Baumstark, Oriens christianus 1901 I 43 ff. veröffentlichten und dem 6. Jahrh. zugeschriebenen ägyptischen Firmliturgie ist sie bereits vollzogen. Vgl. auch Staerk, Taufritus 153 ff.

[5]) Mesoloras, Ἐγχειρίδιον 204. Makarios-Pagidas 409. — Das Euchologium Barberinum hat für die Salbung der einzelnen Glieder besondere Formeln. Für die Stirne: Σφραγὶς δωρεᾶς πνεύματος ἁγίου; für die Augen: Χρῖσμα δωρεᾶς πνεύματος ἁγίου; für die Nase: Χρῖσμα ἀρραβῶνος πνεύματος ἁγίου; für die Ohren: Χρῖσμα μετοχῆς ζωῆς αἰωνίου; für die Hände: Χρῖσμα ἁγίου Χριστοῦ τοῦ θεοῦ καὶ σφραγὶς ἀνεπιβούλευτος; für das Herz: Πλήρωμα δωρεᾶς πνεύματος ἁγίου καὶ ὅπλον πίστεως καὶ ἀληθείας.

[6]) Vgl. Apg. 2, 38; 10, 45. Eph. 3, 7. Röm. 5, 15. Hebr. 6, 4. 2. Kor. 9, 15.

[7]) Näheres darüber s. bei Dölger, Sphragis 184 ff. 99 ff. 149 ff.

[8]) Er hat seine Wiederholung gefunden in can. 95 Trull. Lauchert, Kanones 86 f. 136 f.

selbe finden sich u. a. bereits in den Katechesen Cyrills von Jerusalem [1]), wenn anders hier nicht biblische Vorbilder einen sprachlichen Einfluß ausgeübt haben. Daß nicht gleich von Anfang an die Formel einheitlich in der gesamten griechischen Kirche in Geltung war, sondern sich erst durchsetzen und durchringen mußte, kann nicht verwundern. Einige dieser konkurrierenden Formeln sind uns bekannt. Die der Kanones des Basilius [2]) lautet: „Das ist die Salbung, welche nicht verschwindet, die Salbung des ewigen Lebens, die Salbung der Gabe des Heiligen Geistes, die Salbung der Gabe des Himmelreiches." Nach den Apostolischen Konstitutionen [3]) wurde bei der Myronsalbung gesprochen: „Herr, Gott, Ungeborener, Selbstherrscher, Herr des Weltalls, der du den Wohlgeruch der Erkenntnis deines Evangeliums allen Völkern dargeboten hast, gib auch, daß diese Salbe in dem Getauften wirkungskräftig sei, daß fest und standhaft in ihnen verbleibe der Wohlgeruch Christi; daß er mit ihm gestorben, auch mit ihm auferstehe und lebe." Das „Testament unseres Herrn" nennt als Form der Firmsalbung: „Ungendo ungo (te) in Deo omnipotenti, in Christo Jesu et in Spiritu Sancto, ut sis operarius habens fidem perfectam et vas ipsi gratum." Die Aegyptische Kirchenordnung: „Ich salbe dich mit heiligem Oele durch Gott den Vater, den Allmächtigen, und durch Jesus Christus und den Heiligen Geist." [4])

□ □ □

Deutschland.

Ethische Gedanken zu unserem Zusammenbruch und Neuaufbau.

Von Prof. Dr. Hamm.

Klare Septembertage im sonnigen Nahegau, der Heimat der heiligen Hildegard! Der keltischen Volksschicht folgten germanische und römische Siedelungen zu Beginn unserer Zeitrechnung, bis die deutschen Franken sich im fünften Jahrhundert als endgiltige Sieger über die Römer und Allemannen bei Soissons und Tolbiakum mit dem Herzogtum „Rheinisches Franzien" auch den Nahegau sicherten. Im Vertrage zu Verdun 843 blieb der Nahegau mit dem Speyer- und Wormsgau links des Rheins bei dem östlichen Reiche, bei Deutschland. Der Sohn des mächtigsten Nahegaugrafen, Konrads des Weisen, der im Jahre 955 im Kampfe gegen die Ungarn auf dem Lechfelde fiel, Otto, erhielt im Jahre 978 von seinem Vetter, Kaiser Otto II., das Herzogtum Kärnten und die Markgrafschaft Verona. [5]) Ein Sohn dieses Herzogs und ehemaligen Nahegaugrafen namens Bruno bestieg als Gregor V. den päpstlichen Stuhl; ein älterer Bruder des Papstes, Heinrich, war noch einmal und zwar der letzte Herzog vom Herzogtum Franken. Dessen Sohn wurde als Konrad II. der Salier im Jahre 1024 deutscher König und Kaiser. Mit der das Herzogtum ablösenden Pfalzgrafschaft blieb der Nahegau vereinigt bis zur

[1]) Const. Ap. VII 44. F. X. Funk, Didascalia et Constitutiones Apostolorum, Paderborn 1905, I 450. S. auch Dölger, Firmung 79 f. Schanz, Sakramentenlehre 305.

[2]) Rahmani, Testamentum 131. Achelis a. a. O. 99. — Vgl. auch Staerk, Taufritus 156 ff.

[3]) Cyrill. Hieros. Cat. 18, 33 (ed. Rupp II 336).

[4]) Riedel, Kirchenrechtsquellen 282.

[5]) Gesch. der kath. Pfarrei Heddesheim, Mst. von Pfarrer P. Marxen, Pfarrarchiv.

französischen Revolution. — Und auch in der Gegenwart gehen die Erinnerungen weit. Steigt man auf einen der fruchtbaren, rebenumsäumten, sanften Hügel, so grüßt vom Niederwald jenseits des Rheins das gewaltige Denkmal der neuen, fünfzigjährigen Kaiserherrlichkeit, die vor kurzem zu Ende ging, mit tiefschmerzlichen Eindrücken, während just gerade zu dieser Stunde ein Teil der französischen Garnison Kreuznach auf der Stromberger Heerstraße mit ihrer bekannten, eindrucksvollen Musik in ihr Besatzungsquartier einrückt. „Wenn der Sonnenglanz über unsern Hügeln leuchtet", so meinte vor einigen Tagen der so weitbekannte, gelehrte Norheimer Dechant, „der nur durch eine niedere Hügelkette vom Guldenbachtale getrennt ist, dann ist's hier wohl so schön wie im Paradies, wie in Ihrem gesegneten Trierer Tal."

P. Wilhelm Schmidts S. V. D. tiefgründiges Werk: „Der deutschen Seele Not und Heil; eine Zeitbetrachtung" (1920, Schöningh, Paderborn, 295 S., Preis 10 Mk. und Zuschlag) begleitete meine Nahewanderung. Der als Herausgeber des Anthropos, Ethnolog und Sprachenforscher selten begabte Verfasser hat dem deutschen Volke eine wertvolle Gabe gewidmet voll tiefer Gedanken, wahrer Urteile und durchweg richtiger Zielangaben. Sie entstand in erster Linie, um dem Verfasser selbst Erleichterung, Klarheit und neuen Antrieb zum Tun im eigenen Wirkungskreis zu geben. Freunde regten dann die Herausgabe des Werkes an. In seiner Gradheit hebt der Gelehrte hervor, daß er bei den Klagen und Anklagen an mehreren Stellen auch sich selbst zu den Angeklagten zählt, da er im Verlauf dieser harten Lehrjahre manches mit anderen Blicken zu betrachten lernte, als er es früher getan. Wer wollte sich das nicht zu eigen machen? Sind wir doch alle Kinder unserer Zeit und unseres Volkes, und ist doch das Verhängnis wider alles Erwarten über uns so erschütternd hereingebrochen. Der mit der Völkerkunde vertraute Ordensmann war die richtige Kraft zur Herausgabe eines Buches, das die Ideen Hindenburgs[1]) zu ergänzen, zu vertiefen und zu vervollkommnen scheint. Dazu befähigt ihn zunächst seine ganz außerordentliche Gelehrsamkeit auf dem Gebiete der Völker- und Sprachwissenschaft. Die jungen Studentlein seines Ordens erzählen mit hoher Verehrung, wie ein Primaner beim Kaffee zu berichten wußte, daß ihr P. Schmidt sich in „Dreihundert Sprachen" auskennt — in einem Professorenkreis wurde ein junger Gelehrter, der es bis zu 27 Sprachen gebracht hatte, für ein kleines Phänomen gehalten. Dann aber ist besonders zu betonen, daß der Verfasser als katholischer Ordensmann, der tief in die Weisheit und Gnadenschätze der Kirche eingedrungen ist, zumeist befähigt ist, die umfassenden weltlichen Wissenschaften im Lichte der Wahrheit mit zum Besten des deutschen Volkes in der furchtbaren Gegenwart anzuwenden. Und weil er ein hochstehender, weitblickender, die Vergangenheit überschauender Geist ist, überkommt ihn auch keine Schwächeanwandlung anläßlich des Sieges der Entente. Es soll ja sogar unter dem Klerus Charaktere und Männer geben — man berichtet es aus Schlesien —, bei deren Urteilen man an das Wort einer führenden rheinischen Zeitung gegenüber der sogenannten Kontinentalpolitik der Berliner Vossischen erinnert wird: sie haben es zu einer solchen Kunst der Mimikry in der Anpassung an fremdländische Gedankengänge gebracht, daß sie von fremdländischen Stimmen eigentlich nur noch durch die größere Einseitigkeit zu unterscheiden sind. P. Schmidt ist ein kerniger, ganzer, deutscher Mann von herzerfrischender, sieghafter Begeisterung für unser gedemütigtes Land und Volk.

„Das war doch Wirklichkeit", so heißt es im einleitenden Abschnitt ‚Das Erwachen', „ein volles halbes Jahrhundert lang glänzende Wirklichkeit, wie das deutsche Volk dastand in der Welt, geeint, und seinen Einfluß immer mächtiger ausbreitend. Beneidet, gehaßt freilich von vielen, und schließlich schlossen diese vielen, fast die ganze Welt, sich wider Deutschland zusammen und lockten es in einen Krieg. Aber da erglänzte erst recht deutsche Herrlichkeit! Wie ein Gegner nach dem andern niedergeworfen wurde, wie überall Deutschlands Heere tief in Feindesland standen, wie zuletzt seine Reiterscharen am Don und an der Wolga schwärmten, und seine Kanonen am Tigris und am Nil donnerten

[1]) Vgl. P. b. Septemberheft S. 562.

— die ganze Welt staunte und zitterte. Nun sollte im Westen der letzte entscheidende Schlag geführt werden. Auch hier zuerst glänzende Erfolge — dann auf einmal Stocken — Versagen — — Stillstand. Neue Versuche — — neue Mißerfolge. Dann nicht bloß mehr Stillstand, sondern Zurückweichen in immer breiterer Front, immer weiter zurück, immer weiter — — —

„So brach denn die erste grausige Enttäuschung herein: der so lange glänzend geführte Krieg ist verloren, unrettbar verloren!

„Mit einem Male zuckte es wie eine riesige Pulvermine über ganz Deutschland hin: die Revolution erhob ihr Haupt. Sozusagen im Nu, fast ohne Kampf und Blutvergießen waren uralte Fürstengeschlechter verschwunden, waren zwei Jahrtausende monarchischer Geschichte weggewischt, die ganze reiche Ordnung eines mächtigen Reiches wie ein Kartenhaus zusammengestürzt. Nun begann ein toller Wirrwarr überall sich auszubreiten. Die zurückflutenden Heere versanken zum größten Teil in ihm, ein kleiner Teil kämpfte verzweifelt mit den rasenden Menschen, die sich da zusammengeballt hatten, die vor kurzem noch so stolz auf ihre Disziplin, ihre Organisation, jetzt die letzten Reste staatlicher und wirtschaftlicher Organisation in den Boden stampften. Waren das wirklich dieselben Menschen, vor kurzem noch Träger der Ordnung, der Pflicht, der Arbeit, jetzt alles zugrunde richtend und zugrunde gehen lassend in gewissenlosem Müßiggang, frivolen Streiks und rasenden Kämpfen von Deutschen gegen Deutsche?

„Wir stürzten! Von einer schwindelnden Höhe, die wir nur deshalb erklommen zu haben schienen, um desto tiefer fallen zu können, stürzten wir in unabsehbare Tiefen, und die Jähe des Sturzes nahm uns zuerst die Besinnung. Dann schlugen wir mit fürchterlicher Gewalt auf den Boden. Obwohl uns zerschmettert glaubend, versuchten wir uns zu erheben. Jetzt erblickten wir uns umringt von unseren hohnlachenden Feinden, die uns wieder niederstießen. Wie wir es als Deutsche gewohnt waren, griffen wir nach dem Schwerte, schauten um nach den Kampfgenossen. Aber das Schwert war zersplittert, die Schar der Kampfgenossen aufgelöst, die Kraft der Heimat vernichtet — dann kam ein zweiter Absturz aus all den Hoffnungen heraus, die man uns gemacht hatte, tief in den Abgrund selbst, in die dunkelsten Tiefen der Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung hinein, immer tiefer, bis dorthin, wo die Unmöglichkeit, tiefer zu sinken, die äußerste Schranke bildete — bis zur Ehrlosigkeit. Tigerische Rachewolllust, kaltberechnende Händlerbosheit und eine unendlich widerliche pharisäische Doppelzüngigkeit zwangen einem hilflos Gefesselten die Feder in die Hand, um ein Urteil zu unterzeichnen über eigene Verbrechen und schimpfliche Strafen, das von einem Gericht gefällt war, in dem dieselben haßerfüllten Feinde, und nur sie, Ankläger, Zeugen und Richter in einer Person waren“ (4).

Und nun entringt sich der Seele des Gelehrten ein erschütternder Klageruf! Er erinnert daran, wie er lange Zeit fern von deutschem Leben und Kämpfen und Streben zu sein schien, indem er es liebte, sich in die Seelen anderer Volker zu versenken „und viele Freunde hatte ich — unter vielen Völkern . . . Aber wie viele Völker ich auch kennen lernte, und wie sehr ich mich ergötzte an Schönem und Großem, das sie boten, in stillen Stunden sagte es mir eine innere Stimme, daß ich doch zu dir gehöre, mein geliebtes deutsches Volk. Meine Seele, obwohl äußerlich lange von dir getrennt, fühlte es doch immer, daß sie mit ihrem ganzen Wesen in deinem Heimatboden wurzelt, und daß sie das beste, was sie besitzt, aus ihm wie aus einer Mutterbrust in sich eingesogen hat.

„O mein Volk, wie sehr erkenne ich jetzt, wie ich dich liebe! Wie ist mit heißer Gewalt die Liebe zu dir neu erwacht in meinem Herzen, daß ich mich zu dir hindränge, um teilzunehmen an deinem Leid und deiner Schmach! Jetzt in der Stunde der Not treibt es mich, es laut aller Welt entgegenzurufen: Immer war ich ein Deutscher, und immer will ich es bleiben! Schroff würde ich alle Freundschaften abweisen, die von mir fordern würden, dich im Stich zu lassen oder gar dich zu kränken oder zu schmähen. Durch das Dunkel des Abgrundes dränge ich mich zu dir heran, mein teueres, deutsches Volk. Seite an Seite will ich mit dir stehen, wenn Haß und Hohn der Feinde zu dir herübergeifern. Mitleiden will ich mit dir dein tiefstes Leid, und im Mitleid

findet vielleicht meine kindische Ungeschicklichkeit die Möglichkeit, die Mutter zu trösten, und tröstend sie wieder aufrichten zu helfen (5).

„Unsere Seele erwacht zum Leben! Das ist es, mein Volk, wozu du erwachen mußt: zu dir selbst, zum tiefsten, besten Grunde deines Wesens, zu deiner deutschen Seele. Dort liegen die reichsten Quellen deiner Kraft. Und dann wird auch der Tag kommen, wo wir aus dem Abgrunde wieder aufzusteigen beginnen. Mühsam wird das sein, unsere Kniee werden sich oft blutig stoßen, aber unsere Kraft wird sich steigern im Steigen. Und ich ahne: wir werden zu Höhen gelangen, die edler und reiner sind als diejenigen, die uns trügerisch in so traurige Abgründe stürzen ließen" (6).

* * *

I. Unser Zusammenbruch! — Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber Schaden leidet an seiner Seele?

Das Weltgeschehen der letzten Jahrzehnte mit seinem abgrundtiefen Finale für das deutsche Volk ist eine grandios-furchtbare Bestätigung des Herrenwortes von der Einzigartigkeit der Seele, das wir im Rausche unseres materialistischen Strebens übersehen hatten. Daher unser Ruin. In geistvoller Weise hebt der belesene Völkerpsycholog einzelne Momente hervor.

a) Die nationale Einigung des Jahres 1870/71, die den glänzenden Aufschwung Deutschlands nach sich zog, war gleich von Anbeginn mit einem schweren Geburtsfehler behaftet, der gerade für die innere Seelenkultur verhängnisvoll werden mußte. Acht Millionen Deutsche, beinahe ein Viertel des damaligen Deutschlands, waren von der Einigung gewaltsam ausgeschlossen worden. „Dadurch wurde die innere Harmonie der deutschen Seele in bedenklichster Weise zerrissen. Es ging zuviel süddeutsches, katholisches Herz und Gemüt, zuviel Tiefe und alte Kultur verloren, und das protestantische Norddeutschland oder genauer das Preußentum mit seinem kalten Verstand und seinem harten, rücksichtslosen Willen und dem Mangel an kultureller Patina, an Völkerverständnis und geschichtlichem Sinn, erhielt ein Uebergewicht, das der deutschen Gesamtkultur nicht zum Heile gereichen konnte" (14). Auch die Geburtsstunde des neuen Aufschwungs war eine äußerst ungünstige. Deutschland stand in einer der seichtesten Materialismen, die es je gegeben. Es war die Zeit der Büchner, Moleschott, Vogt, gegen die ein Haeckel von heute noch ein Ideal zu nennen ist . . .

b) Es war ein trügerischer Aufstieg. Extension, Ausdehnung, immer größere Ausdehnung, das war das faszinierende Ideal, das sich jetzt erhob. Die Zukunft Deutschlands sollte auf dem Wasser liegen . . . Aber die Seelen litten schwer und wurden arm dabei. Viel größer war der Schaden der inneren Verwahrlosung, Verwüstung und Verrohung, der die deutsche Seele in der Hast der Niederkonkurrierung des Gegners anheimfallen mußte. Die schlimmste Wirkung, die das Unglück sozusagen ins Unheilbare besiegelte, erstand aus den scheinbar glänzenden Erfolgen des neuen Weges. Das Selbstbewußtsein wurde immer mehr Selbstüberhebung, die bei dem Mangel an alter Kultur und innerer Selbstdisziplinierung in gleichem Maße von hochmütig gefühlter und verletzend geäußerter Geringschätzung anderer Völker begleitet sein mußte. So mußten sich die fatalen Folgen der Selbstverblendung einstellen, die in katastrophalem Umfang beim Ausgang des Weltkrieges zum Ausbruch gekommen: Ueberschätzung der eigenen Kräfte, Geringschätzung oft in grotesker Weise der Leistungen selbst der eigenen Bundesgenossen, Verkennung der Machtverhältnisse des Feindes. Eine noch schlimmere Wirkung war die Verfälschung des eigentlich deutschen Wesens, gleichsam die Entseelung der deutschen Seele. „Der Grundzug deutschen Wesens ist die Betonung des Wesentlichen, ist innere Echtheit und Wahrhaftigkeit, in Verbindung damit Schlichtheit der äußeren Form. Der deutsche Mensch der letzten Zeiten entfernte sich immer weiter von diesen, äußerlich freilich so unscheinbaren Edelgestalten . . . Der stärkste Fall dieser Art trotz aller scheinbaren Innerlichkeit ist Nietzsche . . . Die Höllentiefe äußersten Verfalls innerlicher Seelenkultur war hier durch den lückenhaften Versuch

höchster Sublimierung desselben zur grandiosen Sünde wider den hl. Geist geworden, die jede Hoffnung auf Heilung auszuschließen schien" (20)

c) Gefahren aus der Tiefe kamen dazu. Der Materialismus drang in die ungeheuren Volksmassen ein und erhielt dadurch eine solch' wuchtige Kraft im deutschen Volksleben, daß dieselbe noch durch keinerlei idealistische Strömungen späterer Zeit gebrochen werden konnte. Der von der Wissenschaft nahezu allseitig geächtete Haeckel fand in den breiten Massen der Sozialdemokratie beharrliche Gläubigkeit. „Welch' grenzenlose Veräußerlichung, Verrohung und erbitterte Verzerrung das alles in den Seelen der Massen zustande bringen, und wie das alles in der Massenhaftigkeit seines Auftretens und der Dauer seines Bestandes wie ein dumpfes Schicksal auf der Volksseele lasten mußte, das hat sich dann am Ausgang des Weltkrieges in jäher Schreckhaftigkeit überzeugend geoffenbart. Das war die endlich mit ungeheurer Wucht in voller Breite hervorbrechende Offenbarung schwerer, innerer Schäden, von denen schon lange die Seelen des Volkes befallen waren" (22).

d) Auch die Wissenschaft, die sich selbst erst aus dem Materialismus emporarbeiten mußte, war nicht imstande, der Hochflut des Materialismus und damit dem Untergang tieferer Seelenkultur einen wirksamen Namen entgegenzusetzen. Und wie hätte in solcher Zeit von der Kunst her ein Held oder Prophet erstehen können? . . .

e) Der Protestantismus versagte fast ganz. Als Endergebnis der Entwicklung ist zu verzeichnen, daß der große ungeheure Abfall riesiger Volksmassen, sei es zum liberalen, sei es zum sozialistischen Materialismus sich nahezu vollständig auf Kosten des Protestantismus vollzog. Neunzehntel der sozialdemokratischen Abgeordneten waren protestantisch und alle protestantischen Großstädte schon in Friedenszeiten von den Sozialdemokraten erobert. Eine Möglichkeit der Aenderung der Richtung lag vor beim Regierungsantritt Wilhelms II., der zuerst ein christliches Schulgesetz einbringen ließ. Infolge des inszenierten Entrüstungssturmes fiel der Entwurf. Und als die soziale Tätigkeit Stöckers mit der burschikosen Begründung abgetan wurde, „dieweil sie (die Prediger) diese Dinge nichts angehen", tauschte der junge Kaiser die Freundschaft der Juden Ballin, Bleichröder, Dernburg u. a. ein, die ihm breit die lockenden Pforten zum Industrialismus und Kommercialismus eröffneten. So wurde Deutschland mit vollen Segeln in den Weltkonkurrenzkampf hineindirigiert, in den Haß der ganzen Welt und in den Krieg mit derselben. Ob wohl der Krieg gekommen wäre, ob wohl die Revolution sich hätte durchsetzen können, wenn die breiten Massen christlich geblieben wären? . . .

f) Der niederträchtige Kulturkampf zur Vernichtung der katholischen Kirche war für letztere eine Zeit des Segens und providentieller Führung. So wurden die Katholiken zu einer festen Phalanx zusammengeschweißt und erlebten ein wahrhaftes Heldenzeitalter. Man ahnt gar nicht, in welch' weitem Umfange die glänzende Machtstellung des Deutschen Reiches durch die stillen, aber starken, sittlichen Kräfte seiner katholischen Bewohner gestützt wurde. Wären die Pläne der Feinde der Kirche gelungen, so wäre ganz Deutschland dem Niedergang verfallen gewesen und das Verderben wäre allgemein und unheilbar geworden. In den letzten Jahren hat freilich ein furchtsames oder ein bequemes oder auch halbüberzeugtes Sichanpassen an die herrschenden Mächte auch bei den Katholiken manches von jenem unerbittlichen Ernst der Joerg, Ketteler, Vogelsang i.i den Hintergrund treten lassen. Aber M.-Gladbach und Volksverein, Gewerkschaften und Arbeitervereine haben doch die Katholiken in Achtung gebietender Größe und Stärke der Sozialdemokraten im Kampfe gegenüberstehen lassen. Doch die Katholiken waren die Minorität, und so mußte der innere Zusammenbruch kommen, der Zusammenbruch eines mächtigen Reiches, eines großen Volkes, so jäh und tief, so grausig und schmachvoll, wie ihn die Weltgeschichte noch nicht gesehen hat. „Dieser ganze innere Zusammenbruch war es dann, der ein Volk, das erst wenige Monate vorher mit dem glänzendsten Heere der Welt auf der Höhe militärischer Erfolge gestanden hatte, in völliger Wehrlosigkeit, wie gefesselt an Händen dem Feinde überantwortete" (41). Dann kam das traurige Chaos, das gesteigert wurde durch die fast völ-

lige Rat- und Tatenlosigkeit der besseren Elemente. So konnte es geschehen, daß in diesem mächtigen Reiche, das an der Spitze der modernen Kultur zu stehen sich rühmte, das bis kurz vorher von stolzen Fürstengeschlechtern mit vielhundertjähriger, ruhmvoller Vergangenheit regiert war, dahergelaufene, land- und stammesfremde Menschen von obskurer Vergangenheit und zumeist minderwertigsten Qualitäten in einer Reihe von Staaten die oberste Gewalt an sich rissen und sie Wochen und Monate lang rücksichtslos ausübten. Nein, tiefer ist ein Volk nie gefallen, tiefer hat es sich nicht entehren lassen, sich selbst nicht entehrt, als es hier geschah" (42).

Wertvolle Gedankengänge entwickelt Schmidt über das Geschick Oesterreichs, das zwar mehr „Haltung" bewahrte, auch in seinem Sturz, aber der von allen Kriegsteilnehmern am härtesten betroffene Staat ist. Es wurde in zusammenhanglose Trümmer auseinandergeschmettert.

g) Mit unserm, sich vorbereitenden Zusammenbruch mußte die innere Erstarkung der Sieger gleichen Schritt gehen. In den Jugenden der Angelsachsen diesseits und jenseits des Meeres findet Schmidt als wertvolle, seelenbildende und stärkende Elemente an erster Stelle die Sonntagsruhe, über die wir so oftmals die Nase gerümpft. Es sind wertvolle Einzelheiten, die der erfahrungsreiche Schriftsteller anführt. Sie müßten auf jeder Kanzel des deutschen Volkes ernst und nachdrücklich behandelt werden. Unsere Sonntagsheiligung, „ein Tag körperlicher und seelischer Verwüstung, 66 mal im Jahre wiederholt, muß doch wohl der Volksgesundheit schwere Schäden zufügen und führt direkt zum Ruin der inneren Seelenkultur" (69). Bedeutsam sind die Anregungen des Verfassers über die Regelung der Erziehung der gebildeten Jugend in den siegreichen angelsächsischen Staaten (S. 70 ff.). Bei uns fand ja im Verlaufe des Weltkrieges eine solche Entfremdung zwischen Offizier und Soldat statt, daß dieser Haß schließlich eine der stärksten Ursachen des so schnellen Gelingens der Revolution bildete. Auf dem Erziehungsgebiete, das jetzt so viele Umwandlungen erlebt, sind Schmidts Winke beherzenswert für jeden Freund unserer Gymnasial- und akademischen Jugend.

h) „Um noch höhere Ziele als die englische, wirbt die amerikanische Jugend, die sich nichts Geringeres zur Aufgabe gesetzt hat, als die Eroberung der ganzen Welt für den christlichen Gedanken. In Verbindung mit einem ebenfalls von ihnen aus ins Leben gerufenen »Verein christlicher junger Männer" haben sie ein Netz von Organisationen bereits über die ganze Welt ausgebreitet« (57). So entstand in Amerika der Resonanzboden für die Völkerbundbestrebungen.

i) Auch bei den Franzosen kam die Regeneration von der Jugend, und zwar der katholischen, akademischen. „Wer unparteiisch urteilt, muß anerkennen, daß Frankreich im Weltkriege, so wie es die stärksten Verluste gehabt hat, an Tapferkeit, Ausdauer, militärischer Tüchtigkeit und Regsamkeit unter unsern Gegnern sicher den ersten Platz einnimmt und hier in mancher Hinsicht auch Deutschland übertrifft .... Im französischen Offizierkorps sind die alten militärischen Tugenden dieses Volkes zu neuer Blüte erwacht. Sein ausgezeichnet geschultes Offizierskorps hat den Heeren nahezu aller seiner Verbündeten in kurzer Zeit die vielfach ja völlig fehlende militärische Tauglichkeit beigebracht, so bei der Aufstellung der englischen und der amerikanischen, bei der Reorganisation der russischen und der Balkanvölker-Armeen. Nun ist es aber längst kein Geheimnis mehr, daß dieses Offizierkorps bis zu seinen höchsten Führern hinauf »klerikal«, d. h. religiös gesinnt ist und diese Gesinnung auch öffentlich zum Ausdruck bringt. Diese Entwicklung ist ein Teil einer weit umfassenderen Bewegung, die fast die gesamte intelligente Jugend Frankreichs ergriffen hat. Es ist tiefinnerliches Streben von höchstem, religiösem Ernst" (80 ff.).

II. Ans Werk zum Aufstieg! Was schadet es dem Menschen, wenn er die ganze Welt verliert, aber an Seelenkraft und Seelenreinheit gewinnt?

Aus dem trügerischen, seelenlosen Materialismus ist all unser Unheil erstanden! Nur die volle und ganze Wahrheit und Gnade der katholischen Kirche

kann dem seelischen Leben des deutschen Volkes wieder Kraft und Gesundung, Ehre und Größe bringen. Aber das wissen wir auch, daß dieses neue Rom, welches wir gründen wollen, dieses edle Reich der Seelen, wie es leuchtend vor uns steht, nicht von heute auf morgen errichtet wird. Die zum Kriegsbeginn einsetzende kurze Selbsterneuerung war nur die Aeußerung des Restes von idealen, seelischen Kräften, die im deutschen Volke noch vorhanden waren. Da der spätere Zusammenbruch sich wie der ganze Niedergang in seinem innersten Grunde als seelisch verwurzelt erweist, kann also nur in seelischer Läuterung, in wahrhaft seelischer Innenkultur Hilfe und Heilung liegen. So ist die seelische Indisposition großer Massen der Arbeiter gegen die Arbeit trotz aller Not zu begreifen, trotz bevorstehenden Bankerottes des Staates, trotz drohender Vernichtung der Arbeitsmöglichkeit für ganze Länder. Welch' ein Gegensatz gegen die förmliche Arbeitswut Deutschlands in der Vorkriegszeit! Die Entlastung des Arbeiters durch Verkürzung der Arbeitszeit ist in vernünftigen Grenzen zu begrüßen. — Bei aller Not finden wir überall gefüllte Kinos, Theater, Varietés, worin die rücksichtslose Selbstsucht in Erscheinung tritt. „In der Preisbildung haben ganze Stände große Teile ihrer Mitglieder sich seelisch vergessen und ihr Gewissen förmlich verhärten lassen." Das ist der Fall bei weiten Kreisen der Lebensmittelhändler, der Bekleidungs- und Beschuhungshandwerke und auch des Bauernstandes . . . In letzterem ist eine sehr bedenkliche Verfälschung und Verhartung des Gewissens groß geworden, eine Verfälschung des Begriffes der Gerechtigkeit und eine Verhärtung gegen die Stimmen des natürlichen Mitleides und der christlichen Nächstenliebe. — Unzweifelhaft seelisch verwurzelt ist auch die so tief eingerissene Auflehnung gegen jegliche Disziplin und Autorität, das Schwinden des Verantwortlichkeitsgefühls in Amt und Beruf, der Ehrlichkeit in Handel und Wandel. Das Gleiche offenbart sich in der immer mehr um sich greifenden Zerrüttung der Familie und in der Ausbreitung der sittlichen Zügellosigkeit, die damit Hand in Hand geht. Vieles davon wurde geboren aus dem physischen Zwang des Krieges. Eine andere wilde Brunst, eine ungeheure Verkrampfung der Seelen offenbart sich in dem fürchterlichen Haß, mit dem Deutsche gegen Deutsche, und zwar nicht nur Arbeiter gegen Besitzende, sondern auch sozialistische gegen kommunistische Arbeiter standen und sich in Kämpfen von so wilder Grausamkeit zerfleischten, wie sie selbst dem äußeren Feind gegenüber kaum geführt worden sind. „In krassem Gegensatz zu diesem rücksichtsvollen Wüten steht dann die unglaubliche Kraftlosigkeit, die Rat- und Tatlosigkeit weiter Kreise und führender Persönlichkeiten, die sofort sich allem fügten und auch in der Folge zu keiner energischen Aktion sich mehr aufraffen konnten, nur erfinderisch in dem Reichtum von Opportunitätsgründen, die sie für ihre Freiheit und Bequemlichkeit aufzubringen wissen" (95).

Das alles ist doch eine einzige, große Not der Seelen! Es sind Krankheiten, Wunden, Ermattungen, Lähmungen, Verkrampfungen der Seelen!

1. Könnte da die Materie, wirtschaftliche, militärische Hilfs- und Zwangsmaßregeln heilen oder auch nur lindern oder sänftigen?

2. Aber auch nicht jede seelische Hilfe reicht hier aus. Kühler Intellektualismus, ob er nun wissenschaftlich oder praktisch fundiert sei, versagt bei solch' heißem Fieberbrand der Seelen.

3. Berechnender Utilitarismus ist unfähig, zu den tiefsten Gründen dieser Not vorzudringen, ob er sich nun rassenhygienisch, völkisch-kulturell oder allgemein humanitär gebärdet, und wenn er auch noch so wichtig tut.

4. Luftige Idealismen, besonders wenn sie in so wesenlosem Pantheismus sich verlieren, wie der eines Rudolf Eucken, halten nicht stand vor dem Realismus dieser Nöten.

5. Der fade, flache Aesthetizismus der meisten unserer modernen Dichter zersplittert förmlich an diesen wahrhaft rauhen und rohen Wirklichkeiten.

Und nun soll nicht nur Heilung der tödlichen Lethargie der Seelen gebracht werden, sondern auch Führung, Erneuerung und kraftvoll überströmendes Leben!

6. Die Wahrheiten von Ewigkeitswert und Ewigkeitsdauer, die diese Seelenkultur tragen und ihr leuchten sollen, die Seelenkunde und Weisheit, die in ihr walten müssen, die geduldige Ausdauer und doch auch durchgreifende Energie, deren sie so dringend bedarf, die Antriebe und Anfeuerungen des Willens, die dargeboten werden müssen, die große, umfassende, tiefinnige Liebe, die die Sonne eines solchen Lebens sein muß: es ist klar, daß all das nicht in einem Menschen allein gefunden werden kann, und wäre er noch so hochbegnadigt.

7. Vielleicht hilft der Staat? Liegt er nicht in Trümmern? . . .

8. Vielleicht das Volk? Ist es nicht hilflos und in schwerer Not? . . .

9. Oder die Sozialdemokratie? Aber woher nimmt eine Bewegung oder Partei, die bisher dem rücksichtslosesten Materialismus gefrönt, die die absolute Oberherrschaft der wirtschaftlichen Faktoren über alles Geistige als ihr grundlegendes Dogma verkündet hat, die idealen Kräfte, um so schwere Wunden zu heilen? Wie kann sie, die ein halbes Jahrhundert hindurch den Klassenhaß, den Klassenkampf in den schärfsten Formen gepredigt und betätigt hat, die Liebe und die Selbstbescheidung bringen, ohne die eine Heilung der Herzen unmöglich ist? Wie kann sie eine Autorität wieder begründen, ohne die an Ordnung und Friede nicht zu denken ist? . . .

10. Also ist überhaupt keine Gemeinschaft politischer oder nationaler Art in der Lage, Hilfe zu bringen. Es bleibt dann nur die Kirche!

„So ist es also nicht zu viel gesagt, wenn man den Satz aufstellt, daß es schließlich fast allein die katholische Kirche ist, die sich der ungeheueren Aufgabe gegenübergestellt sieht, dem seelischen Leben des deutschen Volkes wieder Kraft und Gesundung zu bringen. Sie wird sich nicht darauf beschränken können, nur für die deutschen Katholiken zu sorgen. Die Not der Zeit wird ihr die größere Auf abe förmlich aufdringen, wenn sie sich vielleicht dagegen sträuben möchte. Wie einstens der mazedonische Mann dem hl. Paulus, so ruft es ihr still und eindringlich aus allen Teilen Deutschlands entgegen: „Komm' herüber zu uns und hilf' uns!" (102.)

War die Kirche zu allen Zeiten für dieses Werk der Wiederbeseelung ausgerüstet, so hat sie sich doch gerade jetzt dazu in wunderbar providentieller Führung innerlich selbst erneuert durch Pius X. Auf ihn sah die hochmütige Kulturwelt der Vorkriegszeit ein wenig von oben herab, weil er, wie sie sagte, weder Gelehrter, noch Künstler, noch Staatsmann war. Aber unbestritten war er allezeit das, was die Welt, obwohl sie es damals nicht erkannte, am notwendigsten brauchte: ein Seelsorger, einer, der tiefste, umfassende Sorge trug für die Seelen, deren Not damals schon ihrem Höhepunkt entgegenging. Seine erste Reform war die volle, scharfe Klarstellung der Glaubenssätze gegen die große Irrlehre der kulturstolzen Zeit, den Modernismus. Die zweite Reform war die des kanonischen Rechtes. Die Hauptreform betraf das religiöse Innenleben durch Neugestaltung des Breviers und Freihaltung der Sonntage von gewöhnlichen Heiligenfesten, vor allem aber durch die Bestimmungen über die hl. Eucharistie in der Kinderkommunion und täglichen Kommunion. „Wir haben schon oben gehört, wie die führende französische Jugend das in weitem Umfang erfaßt und durchführt, und auch dadurch sühnt, was ihre Väter am Volke gesündigt haben. Möge das tragische Schicksal des deutschen Volkes nun auch seinen Gebildeten und besonders seiner Jugend den edlen Aufschwung verleihen, sich ganz in den vollen Strom des kirchlichen Innenlebens zu stellen und dadurch zunächst in sich selbst das innere Leben neu zu wecken und dann dem Großstadtvolke weiter vermitteln zu können" (113).

Und nun vertieft sich der gelehrte Ordensmann in die Schönheiten, den Segen, die historische Entwicklung der kirchlichen Liturgie und vor allem des Hochamtes. Wie werden die eifrigen Stadtpfarrer vor innerer Freude jubeln, wenn sie diese prächtigen Ausführungen über das Hochamt, seine Bedeutung, seine Aufgabe lesen, ihren Pfarrgenossen zu Bewußtsein bringen! „Die stille Messe ist gegenüber dem Hochamt die sekundäre, die abgeleitete Form . . ." (119). Der erste Stoß zur weiteren Verbreitung der Stillmesse erfolgte in der Gegenreformation, der zweite in der öden Aufklärungszeit . . . Die wesentlichste

Abschwächung in der Stillmesse ist die, daß die Gläubigen dem Gang der hl. Messe nicht mehr mit den Ohren folgen können, obschon bedeutsame Teile der hl. Messe dazu bestimmt waren, vom Volke gehört oder mitgesungen zu werden. Eine zweite Abschwächung liegt darin, daß der Priester bei der Stillmesse nicht mehr mit den Gläubigen unmittelbar in Wechselwirkung tritt. Eine Herabminderung der Wirkung liegt auch darin, daß eine Anzahl von Texten als gesungene Texte gedacht und ausgewählt sind. Wohl gibt die Stillmesse dem Individualismus großeren Spielraum. Aber daß diejenige Form der Feier des hohen Meßopfers, welche die eigentliche offizielle, von der Kirche selbst in allen Einzelheiten bestimmte ist, an deren Ausgestaltung sie die ganzen Jahrhunderte ihres Bestehens mit so viel Liebe gearbeitet, vernachlässigt wird, ist immer und überall ein bedenkliches Zeichen für den Stand des religiösen Lebens, das durch keinerlei andere Bemühungen beschwichtigt und kompensiert werden kann. Hier obliegt gerade wieder den Gebildeten eine Wiedergutmachungspflicht . . ." (125). Aber, so belehrt der geschätzte Verfasser weiter, es ist nicht selten, daß auch eifrige und tüchtige, und gerade recht eifrige Priester zu verstehen geben, sie hätten doch eigentlich „Wichtigeres" zu tun, als liturgische Funktionen auszuüben; sie meinen damit predigen, Vereine gründen oder leiten, sozial, wirtschaftlich oder politisch sich betätigen, alles natürlich im Dienste der Religion. Andere sind seelisch so in Anspruch genommen, daß sie nicht die Ruhe, Salbung und Sammlung, die für erbauliche Ausführung der Liturgie notwendig ist, aufbringen. Hier ist in der Tat unsere ganze Seelsorge teilweise in eine einseitig nationalistische Richtung und selbst in weltliche Aeußerlichkeit hineingedrängt worden — vielfach unbemerkt und ungewollt, in allzu eifriger, aber nicht ganz verständiger Befolgung des apostolischen omnia omnibus esse — die große und tiefe Bedürfnisse der Seelsorge außer acht läßt und selbst schädigt. Wenn der Priester sich erinnert, daß er vor allem Priester ist, sacerdos i. e. sacra dans, wie die scholastische Erklärung lautet, so wird er bald inne werden, wie sehr die Liturgie für ihn und das Volk zu den „wichtigeren" Dingen gehört, und wie die liturgische Feier der hl. Messe im Hochamt die wichtigste, schönste und erhabenste Aufgabe ist, die ihm obliegen kann. Und wenn er danach handelt, wird ihm und dem Volk, das sich immer stärker einstellt, kommen, was der Seele früher trotz – natürlich zum Teil wegen — aller sonstigen Arbeit nicht zu teil werden wollte: Innerlichkeit, Innigkeit, ruhige Sicherheit, reinere, süßere, vollsaftige Fruchtbarkeit" (127). Und die hl. Messe als Kunstwerk? Der protestantische Dekan Lechler sagt: „Der Aufbau der hl. Messe", das leugnet kein evangelischer Liturgiker, „ist bewundernswert großartig, tief, zart und innig gedacht . . . Was irgend Herrliches auf Erden genannt werden mag, hat die katholische Kirche an ihre Messe gewendet. Lichtglänzend, goldstrahlend, farbenprächtig, von Wohlgeruch duftend und vor allem tönend und klingend in der Fülle des Höchsten und Besten, was der Wohllaut menschlicher Stimmen, die Kunst der Sangmeister in Cymbeln und Harfen vermag, hat sie die Feier des Opfers ausgestattet und von den Nationen dafür auch Dank in Fülle geerntet" (145) . . .

So erstehen die Kräfte zur Gesundung. Der Mangel an Liebe in der neudeutschen Kultur, das Harte, Unliebenswürdige, Verarmte des Norddeutschen kann nur durch Charitas überwunden werden. „Wer sollte es für möglich halten, daß die überströmende Liebesinnigkeit einer Mechtild von Magdeburg und einer Gertrudis von Helpede, die schwärmerische Gottesversunkenheit eines Angelus Silesius aus denselben Ländern stammen, die jetzt die Träger dieser harten, kalten, neudeutschen Kultur sind?" (151) Diese Charitas verlangt aber Opferhingabe, Selbstverleugnung, Selbstüberwindung und Arbeit.

* * *

a) Und dann erwächst uns der Ausblick zur sozialen Freiheit. Wahrhaft deutscher Freiheitssinn und Familiensinn verlangt wohl Sondereigentum, aber nicht im schrankenlosen Sinn des römischen Rechtes und des jüdischen Kapitalismus.

b) Es ersteht uns der Ausblick auf kulturelle Erlösung in geschichtlich möglicher, organisch vermittelter Erneuerung des alten christlich-germanischen Kulturideals.

c) Auch der Ausblick zur religiösen Einheit tut sich auf. Nur die Liebe, die heiße Liebe zum deutschen Gesamtvolke ist der einzige Arzt, der in unbegrenztem Vertrauen auf Gottes Hilfe sich mit tiefer Sehnsucht im Herzen an die Behandlung dieser schweren Wunde heranmachen kann. Die deutschen Katholiken haben sich hier schlimme Unterlassungssünden vorzuwerfen (178). Erfreulich ist die „Hochkirchliche Vereinigung" im evangelischen Lager, die sich in wesentlichen Teilen der katholischen Kirche wieder nähert (180). Erschütternde Gedanken über die unselige Luthertat entwickelt uns der Autor (186, 187). Man lese diese gigantischen Geschichtsdarlegungen!

d) Der Ausblick auf nationale Erneuerung eröffnet sich uns! Es ist klar, daß der Verfasser für seine Zielsetzungen hier ganz besonders eine relative Wertung beansprucht. Er tritt ein für eine mannigfach ausgestattete föderalistische Verfassung der deutschen Stämme, bei der Deutschösterreich in möglichst engem, nationalkulturellem Anschluß an Deutschland so viel politischen und wirtschaftlichen Spielraum hat, daß es eine ähnliche Verbindung mit den anderen Gliedstaaten des alten Oesterreich-Ungarn eingehen könnte, wie zu Zeiten des deutschen Bundes und des hl. Römischen Reiches deutscher Nation. Das Preußentum sagt dem Autor weniger zu. Er glaubt, daß Preußens Hegemonie sich opfern müßte fürs Gesamtwohl der deutschen Stämme. Ueber das Neuberlinertum des Kaiserreiches, die potenzierte ungünstige Seite des Preußentums, schreibt Schmidt: „Es war beängstigend zu sehen, wie in den beiden letzten Jahrzehnten mit der Verbreitung der geschwollenen, prätentiösen und doch so verwaschenen Berliner Sprechweise, insbesondere durch die ausschwärmende Beamten-, Offiziers- und Handelswelt, dieses ganze Berliner Wesen immer mehr in allen Stämmen Deutschlands zur Geltung gelangte, die eigenen Stammeseigentümlichkeiten zurückdrängte, die heimischen Dialekte bei den Gebildeten vielfach fast ganz verschwinden ließ und überhaupt eine allgemeine seelische Nivellierung unerfreulichster Art durchzuführen drohte, die nach der politischen nun auch die langsam sich vollziehende kulturell geistige Medialisierung bedeutete.

„Alle wirklich deutschen Stämme, die alten Träger glanzvoller Zeiten deutscher Geschichte und deutscher Kultur waren durch diese deutschtumsfremden Ausstrahlungen der Exzentrizität Preußens in ihrem grunddeutschen Wesen schwer geschädigt. Aber die süddeutschen und ein großer Teil der mitteldeutschen Stämme hatten doch noch immer einen gewissen Schutz gegen diese Einflüsse in dem Rest von politischer Selbständigkeit, den sie sich bewahrt hatten. Die gesamten rheinischen Franken aber und das gesamte westlich der Elbe wohnende Niedersachsentum war diesen Einflüssen völlig schutzlos preisgegeben. In preußische Provinzen eingeteilt, hatten sie jegliche politische Selbständigkeit eingebüßt und konnten fast als von Ostelbien aus und in weitgehendem Maße auch durch Ostelbier verwaltete preußische Satrapien betrachtet werden. Es ist selbstverständlich, daß jetzt die volle Freiheit bestehen muß für jeden deutschen Volksstamm, seine politische Verfassung gemäß der Eigenart seines Wesens und seiner Geschichte sich selbst zu gestalten" (189, 190). So müßten auch die Deutschen der Schweiz bei voller Belassung in ihrer wirtschaftlichen und politischen Selbständigkeit doch zu einer stärkeren Ausgestaltung der national-kulturellen Beziehungen zu den übrigen Deutschen bewogen werden.

e) Auch der Ausblick auf die Weltaufgaben bietet sich dar. „Die Religion wird es dem deutschen Volke nicht verwehren, wahrhaft deutschen Heimatboden zu verteidigen, wo es das jetzt noch kann, und sich zu seiner künftigen Wiedergewinnung stark zu machen, wo es jetzt nicht mehr dazu imstande ist. Aber darüber hinaus jetzt Schluß mit dem kriegerischen Ruhm und dem Streben nach äußerer Selbstmacht! In diesen Riesenkämpfen des Weltkrieges einer ganzen Welt von Feinden gegenüber hat das deutsche Volk Siege errungen, so zahlreich, so glänzend, daß man noch in fernen Jahrhunderten in breiten Epopöen davon erzählen wird" . . . (200). „Herold des Friedens soll das deutsche Volk jetzt werden!

Keine Eroberungskriege, keine Gewaltpolitik, sondern lichtvolle Einsichten und liebend-warme Zustimmungen in eine durch Natur und Geschichte wunderbar gefügte Zusammengehörigkeit. Und dann bezüglich Deutschlands und Oesterreichs: „Was Gott verbunden hat, soll der Mensch nicht scheiden." Rückgängigmachung der amerikanischen Ehescheidung und neuer, in selbständiger Freiheit sich vollziehender Zusammenschluß zu wahrhaft katholischer Unauflösigkeit! (205.)

Und die Wege? Charitas und Opfer! Die Quellen der Arbeit und segensreicher Tätigkeit! Haß wird nur durch Liebe besiegt und Mißtrauen nur durch werktätige, sich selbst im Opfer verzehrende Charitas entwaffnet, wie jede hl. Messe lehrt. Und dann geht der volkskundige Gelehrte auch zu Kleinigkeiten über: „Einschränkung oder noch besser völlige Drangabe des Tabak- und Alkoholgenusses wären z. B. edle Opfer, durch welche gerade auch die besitzenden und gebildeten Klassen dem Volke ein heilsames Beispiel geben und sich selbst noch Mittel zusammensparen könnten, um anderswohin Wohltaten zu üben. Mit Einsicht und Liebe übernommene Sparmaßnahmen und Einschränkungen können in tiefgreifender Weise an der innerlichen Reinigung und Festigung des deutschen Volkes arbeiten und manches wieder gut machen, was das üppige Leben der Vorkriegszeit verschuldet hat" (213).

Tiefinnig und schön lehrt jede hl. Messe, daß das innere Wachstum der Seele durch nichts so sehr gefördert wird, als durch das Opfer. Indem die Seele äußerlich sich beraubt, bereichert sie sich innerlich auf geheimnisvolle Weise und wächst über das enge Maß des Eigenen weit hinaus. Opfer ist Probe auf Echtheit und Kraft des Seelenlebens, aber auch das wirksamste Mittel der Läuterung und Steigerung derselben!

* * *

Wohlan denn, ans Werk!

„An den andern Seelen, die mit dir auf der Erde sind, und an den irdischen und überirdischen Gemeinschaften, Volk, Staat, Kirche, kannst du nichts von Wert und Dauer wirken, wenn deine eigene Seele nicht zu kräftigem Leben genesen ist! Du kannst nicht Licht, Klarheit, nicht Frieden und Zuversicht bringen, wenn du es nicht in deiner eigenen Seele trägst!"

Ist's nicht der Grundgedanke der Exerzitien des hl. Ignatius von Loyola? — — Wir wollen schließen mit einigen prächtigen Sätzen des protestantischen Ministerpräsidenten im bayrischen Volksstaat, Dr. von Kahr, die derselbe auf der Landesversammlung der bayrischen Volkspartei zu Bamberg am 17. Sept. 1920 hervorgehoben hat; sie sind ein würdiger Ausklang unserer ethischen Erwägungen: „Der sittliche Wiederaufbau unseres moralisch heruntergekommenen und vergifteten deutschen Volkes ist noch wichtiger als der wirtschaftliche. Große schwierige Probleme, die zu ihrer Lösung nicht bloß der Arbeit der Regierung, sondern des ganzen Volkes durch Jahre hindurch bedürfen, können natürlich von keiner Regierung in Wochen und Monaten gelöst werden. Es gehören dazu hunderttausend und aberhunderttausend Helfer und Hände, die, und zwar jeder, in seinem, wenn auch noch so engen Kreise und Arbeitsgebiete eifrig mitarbeiten an dem Wiederaufbau des beinahe ausgerotteten Staatsgedankens im Volke, mitarbeiten an der Pflege der alten, deutschen Tugenden, als da sind: Arbeitsamkeit, Sitte, Ehrlichkeit und Treue im täglichen Leben, im Handel, Wirtschaft und Verkehr, mitarbeiten an dem Wecken des Gefühls der Zusammengehörigkeit, gegenseitiger menschenfreundlicher Hilfe und Unterstützung. Es wird seit Jahr und Tag mehr denn je von den sog. Menschenrechten meist mit hochtönenden Worten gesprochen. Wollen wir doch Klarheit darüber schaffen, daß es keine Rechte ohne Pflichten gibt, und daß die heiligen Pflichten der Nächstenliebe und edlen Menschentums und deren getreue Erfüllung für das Glück eines Volkes unendlich viel wichtiger sind, als das bloße Pochen auf die Menschenrechte ... Wer sich dieser Gemeinschaftspflicht entzieht, wer in Uebermut schwelgt und praßt, wuchert und die Preise hinauftreibt, während Millionen Volksgenossen darben und nicht wissen, wie sie das Geld aufbringen sollen zur Beschaffung von Kleidung und Nahrung und anderer Lebensnotwendigkeiten, der ist ein Verbrecher am Volke.

„Eine solche Mithilfe der weitesten Volkskreise, aller Notgenossen im Lande wäre viel wichtiger und wirksamer, als Gesetzgebung und Polizei" (K. V., Nr. 730, 21. Sept. 1920). —

Hat P. Schmidt nicht recht mit seinen kurz skizzierten klassischen Ausführungen? Möge sein Werk ein Handbuch für unsere akademischen Berufskreise werden, ein Schul- und Lesebuch für unsere gesamte studierende Jugend! —

Der sächsische Chronist Widukind schildert, wie der gewaltige Kaiser Otto der Große, der den Nahegau nach dem Tode des letzten Frankenherzogs an den Salier Konrad den Weisen übertragen hat, von seiner Mutter Mathilde, der Enkelin des Sachsenherzogs Widukind, Abschied nahm: „Sie verließen zusammen die Kirche, umarmten sich vor der Türe und schieden in Tränen. Noch einmal stand die Königin da, führte den Kaiser zu seinem Pferde und betrachtete ihn aufmerksam. Dann kehrte sie in die Kirche zurück, beugte die Kniee und küßte die Stelle, wo der Kaiser während der Messe gestanden hatte. Dieses wurde ihm gemeldet, er sprang vom Pferde, eilte in die Kirche zurück, wo die Mutter noch betete, und weinte und warf sich zur Erde und sprach: ›O ehrwürdige Mutter, durch welchen Dienst kann ich dir diese Tränen vergelten?‹

Unsere Mutter, unsere Heimat, unser deutsches Volk ist in tiefster Not, Schwäche und Armut. Werden wir sie, der wir nach Gottes Vorsehung alles verdanken, im Stich lassen? Niemand kann ihr solch' herrliche, notwendige Dienste leisten wie die Priester der katholischen Kirche. Ein Hochgefühl stolzer Freude durchströmt uns, wir wollen dieser unserer ehrwürdigen armen Mutter ihre Tränen und ihre Opfer, ihr Blut und ihre Not in Treue und tiefer Dankbarkeit vergelten. Möge der leidgeprüften Germania die himmlische Mutter, die Regina mundi, dereinst wieder eine Kaiserkrone zum Ruhme, zur Ehre und zum Heile des ganzen Volkes verleihen, wie dem Nahegau und dem deutschen Volk das Denkmal jenseits des Rheins es immer vor die Augen stellt.

◘ ◘ ◘

Sankt Albert der Große O. P.

Ein Gedächtnisblatt zum 15. November.

Von Prof. Dr. Chr. Schmitt, Coblenz.

Es war an diesem Tage des Jahres 1280, als man in Köln den Heimgang eines Mannes beklagte, welcher durch seine auf mehrere hundert geschätzten Geisteswerke sich den Titel des Doctor universalis erworben, dabei aber keineswegs ein stiller Gelehrter gewesen ist, sondern mit erstaunlicher Tatkraft Frieden und Segen stiftend, unter seinen Mitmenschen gewirkt hat. Dem großen Sohn Deutschlands, dem hl. Albertus, dessen Andenken vor 40 Jahren die Metropole des Rheinlandes so würdig gefeiert, möchte unsere Zeitschrift auch einige Worte der Erinnerung weihen. Wenn früher auf Schritt und Tritt Lücken in unserer Kenntnis seines Lebensganges und seiner Schriften beklagt wurden, so hat jetzt gerade dieser edlen Persönlichkeit, die stets größer und anziehender erschien, je mehr man sich mit ihr beschäftigte, ein ausnahmsweise lebendiges Interesse der Forscher sich zugewendet. Wir wollen und können nur zusammenfassen, was sich als nunmehr feststehendes Resultat ergibt.

Zunächst ist heute nach vielen Forschungen das Jahr 1193 als Geburtsdatum allgemein angenommen. P. Franz Pelster S. J., der soeben als Ergänzungsheft zu den Stimmen der Zeit, IV. Heft: „Kritische Studien zum Leben und zu den Schriften" [1]) des Genannten herausgegeben hat, kon-

[1]) Herder, Freib., 1920. 179 S., Mk. 40.

statiert nach Abwägung der Quellen bezüglich ihrer Glaubwürdigkeit[1]) als Jahr der Geburt des Grafensohnes aus dem schwäbischen Hause derer von Bollstätt zu Lauingen[2]), 1193, und als Jahr des Eintritts bei den Dominikanern zu Köln die ersten des III. Jahrzehnts des XIII. Jahrhunderts.[3]) Falls der Grafensohn nicht schon gar bei seinem Eintritt Priester war, so hat er nicht (so jetzt Pelster gegenüber vielen anderen Biographen unseres Heiligen, z. B. Michael S. J., in Zeitschrift für Kath. Theol., 1901, XXV, 41, die ihn bald als Studenten zu Padua, bald zu Bologna, bald zu Paris wissen wollen,) an einem der großen Zentren mittelalterlicher Gelehrsamkeit, einem Studium solemne, wie etwa Paris, Philosophie und Theologie studiert, sondern — was unsere Bewunderung für seine späteren genialen Leistungen aufs höchste steigern muß — in den Häusern seiner Ordensprovinz Teutonia, und in erster Linie sicher in Köln, seine spezifisch-theol. Ausbildung empfangen.[4]) Das sei gleich hier beigefügt, den größten Teil seines Lebens hat er zu Köln im Dominikanerkloster 1248—60[5]), 1258[6]), 1266[7]), 1269[8]) bis zu seinem Tode als Lektor der Philosophie und Theologie zugebracht. Zweimal war eine Berufung des Gelehrten, auf den selbst der berühmte Roger Bacon neidisch wurde[9]), nach Paris beabsichtigt. Wahrscheinlich ist er auf die erstere hin gefolgt und hat seinen Kölner Schüler Thomas v. Aquin mitgenommen. In der Schrift Mineralogia (Bd. V der Ausgabe von Borgnet, S. 49), II, 3, 1 erwähnt er selbst, er sei longo tempore in Paris de numero doctorum gewesen (Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands, IV. Teil[2]), 466, Note 4). Zwischendurch lehrte er aber noch zu Hildesheim, Freiburg[10]), Regensburg[11]), Straßburg[12]), wurde 1254 auf dem Kapitel der Dominikaner Provinzial der Teutonia, 1256 nach Rom berufen, wo er am päpstlichen Hofe als lector sacri palatii über das Johannes-Evangelium und die kanonischen Briefe Vorlesungen hielt; war im Sommer 1259 mit Thomas v. Aquin, Petrus von Tarentaise und anderen Pariser Dozenten mit der Aufgabe betraut, das Ordensstudium neu zu regeln, und ist dann am 29. März 1260 als konsekrierter Bischof in Regensburg eingezogen.[13]) Als solcher hat er freilich nur kurze Zeit amtiert; ist aber doch, wie aus den Kirchen- und Altar-Konsekrationen zu Konstanz, Basel, Freiburg, Straßburg, Colmar, Antwerpen, Utrecht, Maastricht, Würzburg, Villingen, Diessenhofen, Brauweiler, München-Gladbach, Burtscheid, Eßlingen, Mühlhausen, Unterlinden, Werden, Soest, Xanten hervorgeht, von da ab mit vielen Städten in nähere Verbindung gekommen; ja, er hat geradezu, da er 1263[14]) im März vom Papste (bei welchem er 1261 gewesen ist) zum Kreuzzugs-Legaten ernannt war, ein Wanderleben führen müssen.[15])

[1]) S. 1—62. Die im Text und den Noten folgenden Zitate, beziehen sich, sofern nicht ausdrücklich etwas anderes bemerkt ist, alle auf Pelster.

[2]) Unweit Dillingen a. d. Donau. [3]) S. 35—52 und 52—62. [4]) S. 62.

[5]) S. 84. Auch Grabmann hatte in Zeitschr. f. Kath. Theol., 1905, XXIX, 89, schon diese und die folgenden Datierungen. [6]) S. 85. [7]) S. 89. [8]) S. 91.

[9]) S. 126, Note 1 „Man hängt an ihm wie an einem Engel."

[10]) S. 1 nach 1233, S. 84, und nach 1235.

[11]) Ibid. nach 1236—1244 und 1264—1267 zu Würzburg.

[12]) S. 89 von Sommer 1268 bis Herbst 1269. [13]) S. 86. [14]) Ibidem.

[15]) „Die gehaltvollen Predigtskizzen des Bischofs, die er an den verschiedensten Orten gehalten hat, und die einen starken Band füllen, sind bei aller

An ihn sind in dieser Eigenschaft nach dem Kameral-Register Urbans IV. 23 Bullen adressiert.[1]) Aus einem Brief des Dominikaner-Generals[2]) Ulrich von Straßburg erfahren wir, daß Kaiser Rudolf von Habsburg letzterem gegenüber sich sehr gewogen gezeigt habe[3]); aber auch mit Albert ist Rudolf zu Köln im Spätherbst 1268, da er dort Hof hielt, bekannt geworden. Zu Gunsten des Habsburgers hat dann ersterer auf dem Konzil von Lyon 1274 eine Rede über Isaias 19, 20: „Er wird ihnen einen Erlöser und Vorkämpfer senden, der sie befreien soll", gehalten.[4])

Bekanntlich ist Bischof Albertus von Regensburg 1261 persönlich an der Kurie um Enthebung von seinen Amtspflichten vorstellig geworden und konnte wieder seine geliebte Berufstätigkeit zu Köln als Professor aufnehmen. Allein die kaum unterbrochenen 20jährigen Streitigkeiten des Erzbischofs von Köln, Konrad von Hostaden, welche von 1252 ab begannen, störten fortwährend die wissenschaftliche Tätigkeit des Mönches.[5]) Viermal mußte er als Schiedsrichter die zahllosen Beschwerde-Artikel von beiden Seiten Punkt für Punkt erörtern und erledigen. Ob er mit Uebergriffen der vornehmen Kölner Geschlechter, der Zunftmeister, der Ratsherren oder den Klagen gegen den Erzbischof sich zu beschäftigen hatte, nach beiden Seiten hin waltete er in voller Unparteilichkeit und Unbestechlichkeit seines Amtes. Mancher Leser wird sich noch des herrlichen Vortrags von Professor Dr. Cardauns bei Gelegenheit der 600jähr. Gedächtnisfeier des großen Kölner Bürgers 1880 gerade über dessen Verdienste als Friedensstifter erinnern.

Als Greis ergriff er 1277 noch einmal den Wanderstab, um in Paris seines heiligen Schülers Thomas v. Aquin angegriffene Lehren in öffentlicher Disputation zu verteidigen. Behält man dieses an Aufregungen reiche Gelehrtenleben stets im Auge, so ist es fast unbegreiflich, wie menschliche Kräfte ausreichen konnten zu dem gigantischen schriftstellerischen Vermächtnis, das uns der große Kölner zurückgelassen hat. Wir wenden uns jetzt diesen seiner Schriften zu:

Eine Gesamtausgabe[6]) derselben besorgte 1651 zuerst Ed. Jammy zu Lyon; einen Abdruck davon, ohne Verbesserung der Mängel, 1890—99

Knappheit salbungsreich und werfen mehrfach Streiflichter auf die Schäden der Zeit" (Hieronymus Wilms O. P. in dieser Zeitschrift, XXIX. Jahrg. 1916/17, 211, in der Besprechung einer in Liebfrauen zu Trier gehaltenen Marien-Predigt, welche P. Paul Maria von Loe O. P., Bonn, Hanstein, 1916, veröffentlicht hat).

[1]) Der in letztgenannter Note angezogene von Loe in Literarischer Beilage zur Kölnischen Volkszeitung 1914, 16. Juli, Nr. 29.

[2]) Albert war 1257 auf dem General-Kapitel zu Florenz von seinem Amt als Provinzial entbunden worden; er hat es mit Einschärfung der Ordensgesetze sehr ernst genommen. Michael, Zeitschr. f. Kath. Theol., 1901 (XXV), 52.

[3]) S. 91. [4]) S. 92, Note 2. Ueber die interessanten Beziehungen Alberts zu Rudolf dürfen wir eine Arbeit von Geheimrat von Grauert erwarten. Höchst wahrscheinlich ist Albert der Urheber der Kandidatur des Grafen Rudolf v. Habsburg für den deutschen Königsthron gewesen. Histor. Jahrb. 1919, 432.

[5]) Ueber diese Kompetenzkonflikte vgl. etwa Ley: „Kölnische Kirchengeschichte"[2], Seite 275, Bädeker, Essen, 1917, oder Michael in Z. f. Kath. Theol., 1901, XXV, 49, 59, 186, 188.

[6]) Zeitschrift für Kath. Theologie, Innsbruck, 1912 (XXXVI), 332, Note 1; Franz Pangerl S. J. „Studien über Albert des Großen" (304—346; 512—549, 784—800).

Aug. Borgnet zu Paris bei Vives, 38 Tomi. Es bleibt aber ein wissenschaftliches Desiderium, das nur eine große gelehrte Körperschaft erfüllen kann, eine von den unechten Schriften und Teilen gereinigte und mit den neuerdings ihm wiederum zugeschriebenen Schriften ergänzte Neuausgabe herzustellen. So hat z. B. der beste Kenner der Scholastik in unserer Zeit, Professor Grabmann, einerseits aus der Liste der echten Schriften Alberts ein Werk auslöschen müssen: das goldene Büchlein mystischen Charakters „De adhaerendo deo". Anderseits entdeckte er drei noch ungedruckte Teile der naturwissenschaftlichen Summa Alberts de creatura, eine umfangreiche Moral und eine Eschatologie. Er gab diese Stücke heraus in den Quellen und Forschungen zur Geschichte des Dominikaner-Ordens von Paul M. von Loe [1]) und Hieronymus Wilms. Die überragende Bedeutung unseres Scholastikers als Interpret des Philosophen von Stagira hatte Grabmann bereits 1916 dargetan in „Forschungen über die lateinischen Aristoteles-Uebersetzungen". Münster, Aschendorff. Außerdem sind anerkanntermaßen [2]) Schriften, z. B. mathematische, von Albert verloren gegangen. Nachdem der eine Biograph der Reihe der Borgnetschen Ausgabe nach ganz kurz den Inhalt der einzelnen 38 Bände angegeben (Michael, Zeitschr. f. Kath. Theologie, 1901 (XXV, 197 u. 198), hat ein anderer (Pangerl, l. c. 1912, XXXVI, 332—346 u. 512 - 536) die einzelnen nach ihrem philosophischen, theologischen und letztere wieder nach ihrem dogmatischen, exegetischen, aszetischen Inhalt, der neueste (Pelster l. c. 94—175) alle nur nach ihrer Chronologie eingehend durchforscht, nur schloß letztgenannter Autor die exegetischen Schriften, welche, als sehr wertvoll geschätzt, die Tomi XV—XXV exklusive bei Borgnet füllen, und die Reden von seiner Untersuchung aus. Dabei fand sich, daß eine Schrift „De laudibus beatae Virginis", deren Proëmium die tiefste Bescheidenheit atmet, wohl eine der ersten, wenn nicht die allererste, des großen Scholastikers ist. Echt kirchlicher Sinn [3]), die größte Hochachtung vor der inspirierten hl. Schrift, vor den „heiligen" Vätern, „die unter besonderer Leitung des hl. Geistes

[1]) XIII. Heft. Leipzig, 1919. [2]) Pangerl l. c. 339; auch Note 4.

[3]) Dem Verfasser der Kirchengeschichte Deutschlands, Hauck, behagt es nicht, VI, Teil[2], 470, daß Albert sich so entschieden auf den Boden kirchlicher Tradition gestellt hat. „Ihm dünkte es unfromm, den Vätern, z. B. der Autorität eines hl. Augustin, zu widersprechen. Er wiederholte die Sätze anderer, und sie gewannen auch nicht dadurch neuen Gehalt, daß er sie in eigenartiger Weise verknüpft hätte." Es mißfällt Hauck natürlich auch die scholastische Methode; „zuerst die Frage, dann die Schürzung des Knotens durch Gegenüberstellung verneinender und bejahender Antworten, hierauf die dialektische Ausgleichung der Differenzen und dadurch herbeigeführt die Lösung" (472). „Neue Wege", heißt es ibid. 469, „hat somit Albert der Wissenschaft nicht gewiesen", allerdings solche nicht, die von Schrift, Vätern und kirchlichen Schriftstellern wegführen. — Freilich ist ein einzelner kirchlich noch so hochgewerteter Lehrer nicht das kirchliche Lehramt. Albert huldigt z. B. dem den Vätern nicht entsprechenden Irrtum, der Priester habe nicht eigentlich die Gewalt, von Sünden loszusprechen; der von Gott bei Vorhandensein der Reue und des Vorsatzes der Beichte Losgesprochene erhalte direkt nur Nachlassung zeitlicher Strafe. Die Laienbeichte hält er im Notfalle für ein Sakrament (vgl. des Rezensenten Artikel über die „Laienbeicht" in der Religionslehre. Monatsschrift, 1918, XIX, 158, und Hermann Lauer, „Die Moraltheologie Alberts des Großen". Freiburg, Herder, 1911.

gestanden hätten", pietätvolle, ausgedehnteste Verwertung von Aussprüchen anderer Autoren, das sind überhaupt die charakteristischen Eigenschaften unseres großen Meisters, dem so geläufig ist der Hinweis auf die Unzulänglichkeit alles menschlichen Wissens und die sehnsüchtigen Aussprüche über die erhoffte, einstige, ungetrübte Erkenntnis im ewigen Lichte. Das tritt natürlich besonders hervor in den spezifisch theologischen Werken, welche die Bände XXV—XXXV der Borgnet'schen Ausgabe füllen.

Wenn man von gewisser Seite unserem Heiligen den Ruhm nicht zusprechen will, ein großer Theologe gewesen zu sein, so scheint es auf den ersten Blick aber unbestritten, daß er die Grenzen des weltlichen Wissens wesentlich erweitert hat. Er ist ja durch die Uebersetzung der aristotelischen Schriften über Naturphilosophie und -wissenschaften, Metaphysik und Logik, sowie Moralphilosophie — wie dies die Bände I—XII der Borgnet'schen Ausgabe beweisen —, für alle Zeit von säkulärer Bedeutung geworden. Er ist nicht bloß ein Stofflieferant und Kanal fremden Wissens gewesen; er suchte in jeder philosophischen Disziplin die Quellen und Originalien auf[1]); gewiß will er auch für seine Schüler und seinen „fratribus legentibus et disputantibus" brauchbare Lehrbücher schreiben, aber über die aktuellsten Fragen auf allen Gebieten forscht er auch sein ganzes Leben lang selbständig nach. Dazu waren ihm auch die Reisen willkommene Gelegenheit, die er später noch als päpstlicher Legat in mancherlei Angelegenheiten machen mußte. Er arbeitete deshalb auch öfter an mehreren seiner Bücher zu den verschiedensten Zeiten zugleich[2]). Ueber der Ausarbeitung seiner Kommentare zu Aristoteles stockte bisweilen die Summa theologiae; nach Vollendung der aristotelischen Schriften wandte er sich dann dem Kommentar zu den Sentenzen des Lombarden zu[3]). Jedem Teilgebiet menschlichen Forschens widmete er jedesmal solche intensive Aufmerksamkeit, daß man meinen sollte, es warteten nicht noch viele andere Fragen auf ihn[4]). Seine selbständige Spekulation über die verwickeltsten Fragen der metaphysischen Philosophie hat dann in Verbindung mit seiner staunenswerten Kenntnis des hl. Augustin (Pangerl l. c. 791) eine große Schule gegründet, die sich

[1]) Pangerl l. c. 541. Dies betätigt z. B. betreffs der albertinischen Zoologie (Neuausgabe von H. Stadler, 1912) die Neuzeit, in dem sie gerade „die gewaltige Eigenarbeit des selbstforschenden Naturkundigen" gebührend hervorhebt (Sitzungsberichte der Bayer. Akademie der Wissensch. Philos.-histor. Klasse, 1912, 1. Abh.

[2]) Die Kapitel 2 und 3 des Abschnitts Pelster 113—169 liefern den Beweis. Der Chronologie der einzelnen Schriften stehen unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen (Pangerl l. c. 516, Note 2.)

[3]) Pelster 127.

[4]) Pangerl (l. c. 533). Das zeigt sich wieder besonders in der Naturphilosophie: „ob er über die großen kosmischen Probleme schreibt, wie über die Milchstraße und andere Sternbilder oder über die Anatomie des Maulwurfs; über die ritterliche Jagd oder Raum und Zeit; über die Rebengelände am Rhein oder die Verbesserung der Obstkulturen." Seine ganz einzige Kenntnis soviele Dinge, die unter dem Himmel sind, brachte ihn bei leichtgläubigen Zeitgenossen bekanntlich in den Ruf, er habe den Teufel bezwungen, um alle die heimlichen Sachen zu erfahren. Der Predigerbruder ist zum Hexenmeister und zum Typus im Märchen geworden (Pangerl l. c. 325). Ars Albertina wurde gleichbedeutend mit Magie.

in zwei Gruppen teilte, und so eine Blüteperiode von Theologie, Philosophie und Mystik hervorgebracht, worüber hier genauer zu handeln nicht der Raum ist, worüber uns aber zwei treffliche Artikel der literarischen Beilage der Kölnischen Volkszeitung vom Freiburger (Schweiz) Professor Dr. Heinrich Schmitz, 1916, 27. April und 18. Juli orientieren.[1]) Der Ordensgenosse dieses Dominikaners, P. de Loe, hat dem großen Kölner, in dessen Erbe ja dieser Orden besonders eingetreten ist, in der Analecta Bollantiana. XIX. Bd. (1900), 257—284; XX (1901), 273—316; XXI (1902), 361—371, durch die Aufsätze „De vita et scriptis Alberti Magni" eine ausführliche Biographie gewidmet, auch sonst manches über ihn geschrieben.[2]) — „Möchte der Dominikerorden als solcher sich eine Ehrenpflicht daraus machen, eine kritische Gesamtausgabe der Werke ihres großen Doktors herzustellen!"[3]) Möchte der Heilige selbst in uns allen treffliche Schüler finden in seinem rastlosen Studium, vereint mit tugendhaftem Leben und fleißigem Gebet, worauf er immer wieder für die Theologie so großes Gewicht legt.

□ □ □

Erbauliche Exequien.

Liturgische Beobachtung von Prälat P. Höveler, Köln.

Wie selten kann man das sagen und wie oft möchte man es so gerne sagen! Und das aus verschiedenen Gründen. Diese Gottesdienstfeier ist in sich so schön. Im Meßtext und in den Melodien liegt eine so wehmütige, dabei tröstliche Trauerstimmung, von der man nur sagen kann, Worte und Töne sind aus dem Herzen der Kirche nur unter Einfluß des hl. Geistes geflossen. Dann sind die Leidtragenden durch den Verlust, den sie gehabt, so weich und so empfindlich, daß alles, was sich jetzt bei der Gottesdienstfeier vollzieht, leise, wie auf Sammtschuhen einhergehen müßte, um durch keinen harten oder unbeholfenen Tritt dem wunden Gemüte wehe zu tun. Anderen Hochämtern wohnt man bei, bei denen man nur die Beziehung als Christ zur heil. Opferhandlung hat, bei Exequien aber sagt man sich: hier spricht und singt und opfert am Altare die Kirche für den, den du geliebt und nun verloren hast. Wenn er dir wiedergeschenkt würde, wie weich würdest du ihn betten, wie sorgsam seinen Schlaf bewachen, wie sollte jedes Wort und jeder Wink nur von Liebe zu ihm reden!

Mit welchen Erwartungen geht man also in solche Exequien? Nicht wahr, das Schönste und Innigste, das Zarteste und Frömmste will man hier sehen. Es soll ja der letzte Gruß an den lieben Toten sein! Große Erwartungen, und das mit Recht, stellen also die erscheinenden Leidtragenden an ein solches Requiem.

---

[1]) All' dem gegenüber wiegt nicht schwer, wenn ein Prantl in seiner Geschichte der Logik, III, Leipzig, 1869, 96, Aberius nennt einen „unverständigen Kompilator" und sogar ibidem 2 einen „schwachsinnigen und hundertmal kopflosen Menschen". Wie doch die Weltanschauung das Auge des Gelehrten blenden kann! Hauck sagt l. c. 469: „Durch die Vermittelung der gesamten aristotelischen Philosophie an seine abendländischen Zeitgenossen wurde Albertus, ohne Philosoph zu sein, zum philosophischen Schriftsteller." (!) Nach Bd. V, 253, hingegen „überragte Thomas v. Aquin schwerlich an eigentlich schöpferischem Talent seinen Meister."

[2]) Z. B. 1913 bei Hanstein (Bonn) eine Editio princeps Commentarii A. Magni in librum Boethii: De divisione erscheinen lassen.

[3]) Revue für Theol., Münster, 1915, 207.

Ob sie immer erfüllt werden, das hängt von vielen Faktoren ab, von dem zelebrierenden Priester und seinen geistlichen Ministranten, den Meßdienern, dem Küster, Organist, den Sängern auf der Orgel und dem Benehmen der Kirchenbesucher. Daß der eine oder andere dieser Beteiligten es aber oft irgendwie fehlen läßt, ist eine Erfahrung, die man nicht selten machen kann, ja, die zu machen man fast gewohnt ist.

Um so mehr aber kommt einem denn nun auch die Schönheit der Totenliturgie zum Bewußtsein, wenn man sie in ganzer Vollendung sich vollziehen sieht. Es war in einem Kloster der Stadt, wohin wir eben gingen, um dort einer im Alter von 77 Jahren gestorbenen Klosterfrau das letzte Geleite zu geben. Die Kirche war für Fremde geschlossen, nur die Zöglinge des Hauses mit schwarzen Schleifen in den sonst unbedeckten Kopfhaaren füllten in andachtsvoller Haltung die Bänke.

Eben schritt der Geistliche im Chormantel über das Chor und verschwand in einem Seitenschiff, um dorthin die Leiche aus den Schwesterräumen, wo sie in einem Zimmer aufgebahrt war, zu holen. Nach einigen Minuten Stille hörten wir aus der Ferne, als käme er aus den Katakomben, den Miserere-Gesang der Schwestern, die ihre Mitschwester als Tote zu dem stillen Plätzchen vor dem Tabernakel trugen, zu dem sie 58 Jahre lang Tag für Tag fünf- und zehnmal selbst geschritten war.

Der zarte, weiche Gesang des einzig schönen, melodienreichen „subvenite, sancti Dei, kommt ihr zu Hülfe, ihr Heiligen Gottes", griff uns ans Herz.

Wo wäre der Meister, der pochendere, innigere Töne hätte ersinnen können für diese Bitte um Aufnahme der abgeschiedenen Seele in das Himmelreich, als diese Choralmelodien, die wie ein zartes, zum Bahrtuch sich faltendes Tongewebe sich über den schlichten Sarg legten.

Gleich darauf begann das Requiem. Die Orgel mit einem lieblichen Gedackt- und Dolce-Register begleitete den Text, der von Frauenstimmen in einer ganz wundervollen Weise vorgetragen wurde. Künstlerinnen waren weder Spielerin, noch Sängerinnen, aber, so schien es uns, das tiefreligiöse Gefühl hatte ihnen ein Verständnis für den Inhalt der Worte und ein Empfinden für den Aufbau der Melodien gegeben, daß wir bei diesem Fließen der reinsten Töne über den bis zur letzten Silbe klar verständlichen Textworten an die Psalmenstelle erinnert wurden: „fluminis impetus laetificat civitatem Domini, des Stromes Rauschen erfreut die Gottesstadt."

In schönster Harmonie stand damit der Gesang des Priesters am Altare, der mit seinem weichen Bariton bei kristallheller Textaussprache, zumal bei der an das wunderschöne Exultet des Karsamstags erinnernden Melodie der Präfation sich wie ein mild leuchtender Smaragd einfügte in die Perlenkette des zum Teil im Choral, zum Teil mehrstimmig vorgetragenen Tongebetes.

Mehr wie sonst packte uns diesmal das unmittelbar an die hl. Wandlung sich anschließende, außerordentlich milde und flehende: Pie Jesu, Domine, dona eis requiem. Gütigster Jesu, gib ihr die ewige Ruhe. Es war einem, als höbe sich aus der eben konsekrierten Hostie die Gestalt des göttlichen Heilandes heraus, wie er einst vor der Witwe von Naim stand und zu ihr sprach: „Weine nicht", oder, wie er Martha tröstete: „Ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubt, wird leben, wenn er auch gestorben ist."

Als das Requiem zu Ende gegangen, war es mir, als hätte ich ein schönes Gemälde gesehen, einen gestickten Gobelin, auf dem mit Tönen in lieblichen Farben eingewebt war, was Tröstliches, Erhebendes, Hoffnungsfreudiges, Himmlisches die Kirche den Toten und den sie Ueberlebenden zu sagen hat.

Ich mußte immer wieder an die schönen Worte des hl. Augustinus denken, mit denen er die Leichenfeier seiner Mutter beschreibt: „Wie weinte ich, o Herr, unter den Hymnen deiner lieblich tönenden Kirche, die den Schmerz mir nahmen über den Verlust der teuren Mutter, die mich zum Leben geboren. Meine Tränen flossen und es ward mir wohl dabei."

Beim Weggehen kam mir wieder der Gedanke: Was ist es doch etwas so Wundervolles um die kirchliche Liturgie! Muß es denn nun sein, daß selbst diejenigen, die dafür in erster Linie Verständnis haben sollten, sie so oft so

in zwei Gruppen teilte, und so eine Blüteperiode von Theologie, Philosophie und Mystik hervorgebracht, worüber hier genauer zu handeln nicht der Raum ist, worüber uns aber zwei treffliche Artikel der literarischen Beilage der Kölnischen Volkszeitung vom Freiburger (Schweiz) Professor Dr. Heinrich Schmitz, 1916, 27. April und 18. Juli orientieren.[1]) Der Ordensgenosse dieses Dominikaners, P. de Loe, hat dem großen Kölner, in dessen Erbe ja dieser Orden besonders eingetreten ist, in der Analecta Bollantiana. XIX. Bd. (1900), 257—284; XX (1901), 273—316; XXI (1902), 361—371, durch die Aufsätze „De vita et scriptis Alberti Magni" eine ausführliche Biographie gewidmet, auch sonst manches über ihn geschrieben.[2]) — „Möchte der Dominikerorden als solcher sich eine Ehrenpflicht daraus machen, eine kritische Gesamtausgabe der Werke ihres großen Doktors herzustellen!"[3]) Möchte der Heilige selbst in uns allen treffliche Schüler finden in seinem rastlosen Studium, vereint mit tugendhaftem Leben und fleißigem Gebet, worauf er immer wieder für die Theologie so großes Gewicht legt.

▪ ▪ ▪

Erbauliche Exequien.

Liturgische Beobachtung von Prälat P. Höveler, Köln.

Wie selten kann man das sagen und wie oft möchte man es so gerne sagen! Und das aus verschiedenen Gründen. Diese Gottesdienstfeier ist in sich so schön. Im Meßtext und in den Melodien liegt eine so wehmütige, dabei tröstliche Trauerstimmung, von der man nur sagen kann, Worte und Töne sind aus dem Herzen der Kirche nur unter Einfluß des hl. Geistes geflossen. Dann sind die Leidtragenden durch den Verlust, den sie gehabt, so weich und so empfindlich, daß alles, was sich jetzt bei der Gottesdienstfeier vollzieht, leise, wie auf Sammtschuhen einhergehen müßte, um durch keinen harten oder unbeholfenen Tritt dem wunden Gemüte wehe zu tun. Anderen Hochämtern wohnt man bei, bei denen man nur die Beziehung als Christ zur heil. Opferhandlung hat, bei Exequien aber sagt man sich: hier spricht und singt und opfert am Altare die Kirche für den, den du geliebt und nun verloren hast. Wenn er dir wiedergeschenkt würde, wie weich würdest du ihn betten, wie sorgsam seinen Schlaf bewachen, wie sollte jedes Wort und jeder Wink nur von Liebe zu ihm reden!

Mit welchen Erwartungen geht man also in solche Exequien? Nicht wahr, das Schönste und Innigste, das Zarteste und Frömmste will man hier sehen. Es soll ja der letzte Gruß an den lieben Toten sein! Große Erwartungen, und das mit Recht, stellen also die erscheinenden Leidtragenden an ein solches Requiem.

---

[1]) All' dem gegenüber wiegt nicht schwer, wenn ein Prantl in seiner Geschichte der Logik, III, Leipzig, 1869, 96, Aberius nennt einen „unverständigen Kompilator" und sogar ibidem 2 einen „schwachsinnigen und hundertmal kopflosen Menschen". Wie doch die Weltanschauung das Auge des Gelehrten blenden kann! Hauck sagt l. c. 469: „Durch die Vermittelung der gesamten aristotelischen Philosophie an seine abendländischen Zeitgenossen wurde Albertus, ohne Philosoph zu sein, zum philosophischen Schriftsteller." (!) Nach Bd. V, 253, hingegen „überragte Thomas v. Aquin schwerlich an eigentlich schöpferischem Talent seinen Meister."

[2]) Z. B. 1913 bei Hanstein (Bonn) eine Editio princeps Commentarii A. Magni in librum Boethii: De divisione erscheinen lassen.

[3]) Revue für Theol., Münster, 1915, 207.

Ob sie immer erfüllt werden, das hängt von vielen Faktoren ab, von dem zelebrierenden Priester und seinen geistlichen Ministranten, den Meßdienern, dem Küster, Organist, den Sängern auf der Orgel und dem Benehmen der Kirchenbesucher. Daß der eine oder andere dieser Beteiligten es aber oft irgendwie fehlen läßt, ist eine Erfahrung, die man nicht selten machen kann, ja, die zu machen man fast gewohnt ist.

Um so mehr aber kommt einem denn nun auch die Schönheit der Totenliturgie zum Bewußtsein, wenn man sie in ganzer Vollendung sich vollziehen sieht. Es war in einem Kloster der Stadt, wohin wir eben gingen, um dort einer im Alter von 77 Jahren gestorbenen Klosterfrau das letzte Geleite zu geben. Die Kirche war für Fremde geschlossen, nur die Zöglinge des Hauses mit schwarzen Schleifen in den sonst unbedeckten Kopfhaaren füllten in andachtsvoller Haltung die Bänke.

Eben schritt der Geistliche im Chormantel über das Chor und verschwand in einem Seitenschiff, um dorthin die Leiche aus den Schwesterräumen, wo sie in einem Zimmer aufgebahrt war, zu holen. Nach einigen Minuten Stille hörten wir aus der Ferne, als käme er aus den Katakomben, den Miserere-Gesang der Schwestern, die ihre Mitschwester als Tote zu dem stillen Plätzchen vor dem Tabernakel trugen, zu dem sie 58 Jahre lang Tag für Tag fünf- und zehnmal selbst geschritten war.

Der zarte, weiche Gesang des einzig schönen, melodienreichen „subvenite, sancti Dei, kommt ihr zu Hülfe, ihr Heiligen Gottes", griff uns ans Herz.

Wo wäre der Meister, der pochendere, innigere Töne hätte ersinnen können für diese Bitte um Aufnahme der abgeschiedenen Seele in das Himmelreich, als diese Choralmelodien, die wie ein zartes, zum Bahrtuch sich faltendes Tongewebe sich über den schlichten Sarg legten.

Gleich darauf begann das Requiem. Die Orgel mit einem lieblichen Gedackt- und Dolce-Register begleitete den Text, der von Frauenstimmen in einer ganz wundervollen Weise vorgetragen wurde. Künstlerinnen waren weder Spielerin, noch Sängerinnen, aber, so schien es uns, das tiefreligiöse Gefühl hatte ihnen ein Verständnis für den Inhalt der Worte und ein Empfinden für den Aufbau der Melodien gegeben, daß wir bei diesem Fließen der reinsten Töne über den bis zur letzten Silbe klar verständlichen Textworten an die Psalmenstelle erinnert wurden: „fluminis impetus laetificat civitatem Domini, des Stromes Rauschen erfreut die Gottesstadt."

In schönster Harmonie stand damit der Gesang des Priesters am Altare, der mit seinem weichen Bariton bei kristallheller Textaussprache, zumal bei der an das wunderschöne Exultet des Karsamstags erinnernden Melodie der Präfation sich wie ein mild leuchtender Smaragd einfügte in die Perlenkette des zum Teil im Choral, zum Teil mehrstimmig vorgetragenen Tongebetes.

Mehr wie sonst packte uns diesmal das unmittelbar an die hl. Wandlung sich anschließende, außerordentlich milde und flehende: Pie Jesu, Domine, dona eis requiem. Gütigster Jesu, gib ihr die ewige Ruhe. Es war einem, als höbe sich aus der eben konsekrierten Hostie die Gestalt des göttlichen Heilandes heraus, wie er einst vor der Witwe von Naim stand und zu ihr sprach: „Weine nicht", oder, wie er Martha tröstete: „Ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubt, wird leben, wenn er auch gestorben ist."

Als das Requiem zu Ende gegangen, war es mir, als hätte ich ein schönes Gemälde gesehen, einen gestickten Gobelin, auf dem mit Tönen in lieblichen Farben eingewebt war, was Tröstliches, Erhebendes, Hoffnungsfreudiges, Himmlisches die Kirche den Toten und den sie Ueberlebenden zu sagen hat.

Ich mußte immer wieder an die schönen Worte des hl. Augustinus denken, mit denen er die Leichenfeier seiner Mutter beschreibt: „Wie weinte ich, o Herr, unter den Hymnen deiner lieblich tönenden Kirche, die den Schmerz mir nahmen über den Verlust der teuren Mutter, die mich zum Leben geboren. Meine Tränen flossen und es ward mir wohl dabei."

Beim Weggehen kam mir wieder der Gedanke: Was ist es doch etwas so Wundervolles um die kirchliche Liturgie! Muß es denn nun sein, daß selbst diejenigen, die dafür in erster Linie Verständnis haben sollten, sie so oft so

wenig würdig zur Darstellung bringen! Sie wissen nicht, wie weh sie mit diesem Handwerksmäßigen den Leidtragenden und Hinterbliebenen tun, wissen aber auch nicht, wie sie durch einen schönen, würdigen Vollzug in Gebet, Handlung, Gesang und Orgelspiel die Gläubigen so außerordentlich erbauen könnten. Man sollte doch bedenken, auch ein Requiem ist Gottesdienst, also das Erhabenste, was es geben kann.

□ □ □

Muß man die Skapuliermedaille immer, auch z. B. im Bett, oder in der Todesstunde bei sich tragen?

Von H. Bremer S. J., Ignatiuskolleg, Valkenburg (Holland).

Casus. Rektor G., mit der Seelsorge in einem Krankenhause einer Industriegegend betraut, sieht sehr darauf, daß die Kranken, soweit eben möglich, in der Skapulierbruderschaft vom Berge Karmel sind und das Skapulier auch richtig tragen, um so noch besser durch Mariens mächtige Fürbitte zu verhüten, daß jemand ohne die Sterbesakramente, bezw. im Stande schwerer Sünde sterbe. Doch vielen Kranken ist es lästig, die Skapuliermedaille immer am Halse oder sonst im Bette bei sich zu haben: andere wieder mögen das Skapulier oder die Skapuliermedaille nicht tragen, um nicht allen, die in der Krankheit sie besuchen kommen, wissen zu lassen, daß sie in der Skapulierbruderschaft sind; sie haben die Medaille an ihrem Rosenkranze, an der Uhrkette oder auch lose in der Schublade des kleinen Tischchens neben ihrem Bette liegen oder auch ganz in ihren Kleidern stecken gelassen, die aber außerhalb des Krankensaales aufbewahrt werden. Rektor G. hat viele Mühe, die Leute zu bewegen, das Skapulier oder die Medaille bei sich im Bette zu tragen oder doch wenigstens offen auf dem kleinen Tischlein bei ihrem Bette zu haben; und wenn sie auch schließlich nachgeben, so dauert das doch nicht lange, und alles ist wieder beim alten. Was ist da zu machen? Oder ist es nicht so unbedingt notwendig, zur Erlangung der Ablässe und Privilegien die Medaille bei sich im Bett zu haben?

Antwort. 1. Was sagen die Autoren? Beringer-Hilgers, Die Ablässe I (1915), S. 496, bringt, was Beringer in den früheren Auflagen schon geschrieben hatte: „Die zweite Bedingung, um die Skapulierablässe zu gewinnen, besteht darin, daß man das Skapulier beständig („und zwar" [9. Aufl., 1887, S. 399]) in der vorgeschriebenen Weise trage (S. C. Indulg., Decr. auth. n. 279). Man muß demnach das Skapulier immer tragen, bei Tag und bei Nacht, in Gesundheit und Krankheit und zumal in der Sterbestunde. Man tut nicht gut, es bei Nacht oder bei Tage aus Bequemlichkeit, aus einer gewissen Ehrfurcht oder aus sonst einem Grunde abzulegen; denn wäre man z. B. einen Tag ohne dasselbe, so würde man für diesen Tag die Ablässe nicht gewinnen."

Hiernach könnte man also aus keinem einzigen Grunde das Skapulier ablegen, zumal nicht in der Sterbestunde, ohne der Ablässe und Privilegien verlustig zu gehen. Nichtsdestoweniger läßt Beringer Ausnahmen zu, freilich ohne anzugeben, worauf sie sich gründen. Er fügt nämlich gleich bei: „Eine kurze Zeit natürlich kann man es, wo es notwendig ist, ohne Schaden ablegen, wie beim Waschen oder Baden." Demnach würde man, wenn man z. B. beim Baden vom Tode überrascht würde, trotz des Nichttragens des Skapuliers selbst in der Sterbestunde, der Ablässe und Privilegien dennoch nicht verlustig gehen. Ja, Beringer geht noch weiter, indem er weiter schreibt: „Manchmal kann selbst ein längeres Ablegen des Skapuliers gerechtfertigt erscheinen, so bei Bergleuten, die bei ihrer Arbeit den Oberkörper entkleiden müssen und deshalb das Skapulier während derselben in der Tasche bei sich tragen", um nämlich, wie ‚Der kath. Seelsorger' (1891), S. 477, auf den sich Beringer (10. Aufl., 1893, S. 367) beruft, sagt, „das Skapulier nicht der Nässe sowie den Spötteleien der andersgläubigen Mitarbeiter auszusetzen." Also wäre ein Ungemach schon ein hinreichender

Grund, das Skapulier unbeschadet der Abläße ablegen zu dürfen, so daß also auch die Kranken, denen es unbequem ist, im Krankenhaus das Skapulier bei sich im Bett zu tragen, dasselbe unbeschadet der Abläße und Privilegien in den Kleidern oder in der Schublade des Tischleins bei ihrem Bette bei sich bewahren könnten.

So meint bezüglich der Skapuliermedaille auch P. Vermeersch S. J. in seiner in zwanglosen Heften erscheinenden Zeitschrift: De religiosis, supplementa et monumenta periodica IV (Brugis 1909) p. 349 s. Pius X. hatte nämlich schon vor dem allgemeinen Erlasse vom 16. Dezember 1910 den Christen in der Kongomission gestattet, anstatt des Skapuliers eine Medaille zu tragen und dann am 19. Juli 1909 auf die Frage des Apost. Vikars des Kongo: „An sufficit illa numismata non ad collum et super pellem, sed quovis alio modo apud se habitualiter gerere" durch seinen Sekretär Mons. Bressan mit „Affirmative" geantwortet. Dazu bemerkt nun P. Vermeersch erklärend: „Numisma ergo istud ex collo supra vel infra vestes pendere non debet, sed satis est, si illud quopiam modo habitualiter apud te geras. Satis ergo erit, si feras in crumena (Tasche) vel coniunctum coronae. Nec requiri videtur, ut ab habente habitualiter geratur, sed sufficit, ut sit habitualiter apud habentem, i. e. si quis numisma huius modi in vestibus, prope se depositis, noctu servet, praescriptam legem impleverit. Quamquam suademus, ut vel collo tunc imponat vel modo magis aperto v. gr. in mensa depositum apud se habeat."

Also ist, wenn diese beiden Autoren recht haben, auf die sich alle andern berufen (z. B. Ballerini-Palmieri, Opus theol. V, 1900 n. 827 s.; Kirchenlexikon X [1898], 1747 ff.; Génicot-Salsmans II [1912] n. 409 usw.), das ständige Tragen des Skapuliers zur Erlangung der Abläße und Privilegien nicht unbedingt und immer notwendig. Jeder vernünftige Grund entbindet nach ihnen davon. Somit könnte man während der Nacht und infolgedessen auch sonst, wenn man zu Bett liegt (z. B. bei Krankheiten), die Skapuliermedaille, unbeschadet der Gewinnung der Abläße und Privilegien, auf dem Tische, in der Schublade, in den Kleidern usw. bei sich bewahren. Rektor G. könnte also unbesorgt sein; die genannten Kranken wären, gerade wie die Bergarbeiter, wegen des Ungemachs und des etwaigen Geredes der Besucher vom ständigen Tragen entbunden.

Freilich hat P. Vermeersch ein Jahr später, als Pius X. am 16. Dezember 1910 (Acta Ap. S. III 22) allgemein erlaubte, anstatt des Skapuliers „numisma ex metallo, seu ad collum seu aliter, decenter tamen super propriam personam deferre" seine Ansicht geändert. Denn in seinen Bemerkungen zu diesem Erlasse schreibt er in der erwähnten Zeitschrift: De religiosis V (1911), p. 269: „Decens delatio et quidem super propriam personam, non tamen ad collum, postulatur. Quare etiam per noctem corpori vel vesti, qua indutus sis, numisma adhaerere debet." Er zitiert dabei jedoch keine Entscheidung des Hl. Stuhles, sondern leitet die Notwendigkeit, auch bei Nacht die Skapuliermedaille am eigenen Leibe tragen zu müssen, einzig und allein aus dem Ausdruck des Erlasses „super propriam personam deferre" her, ob freilich mit Recht, wird unten erörtert werden. P. Hilgers jedoch findet in diesem Erlasse durchaus keine derartige Vorschrift. Er schreibt zwar S. 591 bezüglich der Skapuliermedaille: „Man muß dieselbe ständig bei sich tragen (super propriam personam), entweder am Halse hängend oder auf andere geziemende Weise": in der beigefügten Anmerkung aber sagt er: „Trägt man dieselbe etwa am Rosenkranze, den man ständig bei sich führt, so scheint es notwendig, bei Nachtzeit denselben zu sich zu nehmen . . . Doch hat das hl. Offizium noch nichts darüber entschieden." P. Hilgers hat also in den betr. Worten des Erlasses des hl. Offiziums vom 16. Dezember 1910 durchaus nicht das gesehen, was P. Vermeersch darin findet. Demnach läge also wenigstens kein sicheres und klares Dekret des Hl. Stuhles in diesem Punkte bezüglich der Medaille vor. Da also nach dem Codex iur. can. „Leges, etiam irritantes et inhabilitantes, in dubio iuris non urgent" (can. 15), so wäre es für die

Erlangung der Ablässe und Privilegien ganz gleichgültig, ob man die Skapuliermedaille bei sich im Bett hat, oder aber sie bei sich auf dem Tisch, in der Schublade, in den Kleidern usw. trägt. Ja, P. Ojetti S. J., Professor des Kirchenrechts an der Gregoriana zu Rom und Konsultor mehrerer Römischer Kongregationen, erwähnt in der neunspaltigen Abhandlung über das Skapulier in der III. Auflage seiner Synopsis rerum moralium, 3 (1912), col. 3575—84 diese Bedingung überhaupt nicht, weder für das Skapulier, noch für die Skapuliermedaille: nach ihm also existiert nicht einmal eine solche Gesetzesbestimmung.

Wenn also Rektor G. sich nach der Ansicht der Autoren in dieser Frage richten will, so kann er die Kranken auch bezüglich der Skapuliermedaille in Ruhe lassen; denn sie gehen der Ablässe und Privilegien des Skapuliers nicht verlustig, auch wenn sie die Medaille nicht am Körper bei sich im Bett haben.

Doch wie ist es in Wirklichkeit? Haben die Autoren recht? Bestehen wirklich keinerlei kirchliche Bestimmungen, das Skapulier ständig, auch bei Nacht, in der Krankheit usw. bei sich am Körper zu tragen? Oder wenn sie bestehen, worauf stützen sich die erwähnten Ausnahmen?

2. Was sagt die Kirche bezüglich des ständigen Tragens des Skapuliers? a) Beringer zitiert als Beweis für seine Behauptung, daß das ständige Tragen des Skapuliers eine notwendige Bedingung für die Gewinnung der Ablässe und Privilegien sei, die Antwort der Ablaßkongregation vom 12. Februar 1840 (Decr. auth. n. 279): „Christifideles, qui . . . parvum habitum . . semper deferunt e collo pendentem unaque sui parte pectus, altera scapulas contegentem, frui possunt omnibus indulgentiis a Sum. Pontificibus concessis . . ., dummodo tamen pia peragant opera iniuncta." Diese Antwort will nach Beringer sagen, „daß man das Skapulier beständig und zwar in der vorgeschriebenen Weise tragen muß, so nämlich, daß der eine Teil vorn auf der Brust, der andere aber hinten über den Rücken herabhängt" (9. Aufl., 1887, S. 399; und so in den folgenden Auflagen wiederholt). Doch hat Beringer bei der Uebersetzung etwas eingeschoben, was in der Antwort der Ablaßkongregation nicht steht, nämlich die Worte „und zwar", und damit das Wort „beständig" mit dem Zeitwort „tragen" verbunden, während es nur zu den Worten „e collo pendentem . . .", d. h. nur zur adverbialen Bestimmung des Zeitwortes, zur Art und Weise des Tragens des Skapuliers, gehört, wie es der gewöhnliche Sprachgebrauch und auch die der Ablaßkongregation vorgelegte Anfrage deutlich zeigt. Daß nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch das in der Antwort vorkommende Wort semper nicht unmittelbar auf das Zeitwort ‚deferant', sondern auf die adverbiale Bestimmung desselben ‚e collo pendentem . . .' bezogen werden muß, zeigen die ähnlichen Satzbildungen, wie z. B. „Man muß am Sonntag den Angelus immer beten in stehender Haltung"; „die Priester müssen das Brevier immer beten in lateinischer Sprache"; man muß immer andächtig beten" u. ä. m., denn diese Sätze wollen nicht sagen, daß man Sonntags immer den Angelus beten solle und zwar in stehender Stellung, und die Priester immer Brevier beten sollen und zwar in lateinischer Sprache usw., sondern daß, wenn sie beten, sie es immer in genannter Weise tun sollen. In gleicher Weise sagt also auch die obige Antwort nicht, daß man das Skapulier ständig tragen müsse, sondern daß, wenn man es trägt, man es immer in genannter Weise tragen müsse. — Das Gleiche lehrt auch ganz offensichtlich die Anfrage, auf welche diese Antwort gegeben wurde. Die Anfrage lautete nämlich: „Parochus . . . docet fideles suos, lucrandis indulgentiis (scapularis B. M. V. de monte Carmelo) non obstare . . . 3° si utrumque panniculum sacri habitus ex eadem parte pendentem et simul iunctum deferant; 4° si eundem sacrum habitum non supra pectus portent, sed ab humero transversim sub brachio quolibet. Quaeritur igitur, utrum haec cum mente concedentis concordent?" Der Zweifel des Fragenden bezog sich also gar nicht darauf, ob man das Skapulier ständig tragen müsse oder nicht, und infolgedessen es auch ablegen könne,

sondern einzig und allein auf die Art und Weise des Tragens, ob man es nämlich auch nach Art einer Schärpe oder mit beiden Teilen zusammengenäht auf nur einer Seite, Brust oder Rücken, tragen könne; und darauf antwortete die Kongregation, wie sie schon früher getan hatte (Decr. auth. n. 277), daß man es immer so tragen müsse, daß ein Teil auf die Brust, der andere aber auf den Rücken zu liegen komme. Es ist also dem P. Beringer ein ganz offenbarer Uebersetzungs- und Interpretationsfehler bei seiner ersten Bearbeitung des Buches von P. Jos. Schneider S. J., Die Ablässe, unterlaufen, der dann freilich in den folgenden Auflagen stehen blieb, leicht erklärlich aber, weil, wie P. Beringer in der Vorrede zur 9. Aufl., S. VIII, klagt, „auf diesem noch zu wenig bearbeiteten Gebiete . . die schwierigste und zeitraubendste Aenderung eintreten mußte." Freilich hatte schon eine Anfrage im Jahre 1862 jene Antwort der S. C. Indulg. vom 12. Februar 1840 richtig wiedergegeben mit den Worten: „Per decreta . . . provisum est, ut fideles . . . scapulare deferant continuo pendens a collo unaque sui parte pectus . . . contegens" (Decr. auth. n. 394).

b) Ein ähnlicher Fehler, wie bei P. Beringer, liegt zu Grunde, wenn, wie oben S. 137 bemerkt wurde, von P. Vermeersch bezüglich der Skapulier-Medaille aus den Worten des Erlasses Pius' X.: „numisma super propriam personam deferre" gefolgert wird, daß die Medaille „etiam per noctem corpori adhaerere debet". Es wird eben, gerade wie P. Beringer oben S. 138 getan hat, ein Wort, nämlich „etiam per noctem" oder „semper" eingeschoben, das gar nicht im Erlasse Pius' X. steht. — Auch sagt der Ausdruck „numisma super propriam personam deferre" aus sich nicht: „numisma semper super propriam personam deferre", geradeso, wie die ähnlichen Worte: „vestem super propriam personam deferre" noch nicht sagen: „das betreffende Kleid immer, auch bei Nacht, am Leibe tragen", sondern nur „das Kleid zur Zeit, wo man Kleider trägt, tragen", d. h. wirklich anlegen und nicht etwa bloß im Schranke hängen haben. Die Frage also, zu welcher Zeit oder wie lange man die Medaille wirklich tragen oder bei sich am Körper führen und nicht etwa bloß im Zimmer haben müsse, ist in dem Ausdruck: „numisma super propriam personam deferre" offengelassen, so daß also, wenn das Skapulier, an dessen Stelle die Medaille tritt, nicht ständig getragen werden muß, auch die Medaille nicht ständig getragen werden muß.

Daß der Ausdruck „numisma super propriam personam deferre" die Frage, zu welcher Zeit und wie lange man die Medaille anlegen oder wirklich tragen müsse, unberührt und offen läßt, durchaus aber kein ständiges Tragen bedeutet, zeigt auch die ähnliche, immer wiederkehrende Ausdrucksweise im Verzeichnis der sogenannten päpstlichen Ablässe, welches als erste Bedingung für die Ablässe aufführt: „Ut Christifideles in propria persona deferant aliquod ex enunciatis obiectis". Denn wenn das ein ständiges Tragen bedeuten sollte, so wäre der gleich folgende Satz wohl von vornherein ausgeschlossen: „Quodsi id minime fiat (merke: nicht »fieri possit«: es handelt sich also wohl um keine Ausnahme), requiritur, ut illud in proprio cubiculo vel alio decenti loco suae habitationis retineant" (vergl. das Verzeichnis Pius' X. in Collect. S. C. De Prop. Fide II n. 2177, und das Benedikts XV. in Acta Ap. S. VI 503). Also besagt das „in propria persona deferre" auch in der Auffassung der Kirche aus sich durchaus kein ständiges Tragen, sondern läßt neben sich auch noch ein Ablegen und Aufbewahren an anderer Stelle bestehen. Somit hat also P. Hilgers vollständig recht, wenn er, wie oben S. 137 bemerkt wurde, schreibt, daß noch keinerlei Vorschrift des Hl. Stuhles über ein beständiges Tragen der Skapuliermedaille bestehe.

c) Hinsichtlich der Offenbarung aber über das Skapulier U. L. Fr. vom Berge Karmel und das sogenannte privilegium sabbatinum sagt das maßgebende Aktenstück des Hl. Stuhles, auf dem alle anderen fußen (vergl. Beringer-Hilgers, Die Ablässe, II, 157 f.; Bened. XIV. De festis B. M. V. c. VI n. 9 s.), das Dekret des Hl. Offiziums vom 20. Januar 1613, betreffs

des Tragens des Skapuliers folgendes: „Patribus Carmelitanis permittitur praedicare, quod populus christianus possit pie credere, . . . B. Virginem animas fratrum et confratrum in charitate decedentium, qui in vita habitum gestaverint, . . . speciali protectione post eorum transitum, praecipue in die Sabbati, . . . adiuturam" (Acta S. S. XLI [1908], 609 s.). Es wird also nur gefordert, daß man das Skapulier „im Leben getragen habe", nicht aber, daß man es ständig getragen habe, und gar nicht, daß man es in der Todesstunde tragen müsse.

Somit ist auch die Behauptung von P. Jos. Schneider (Die Abläße, 8. Aufl., 1884, S. 418) bei Besprechung des Skapuliers U. L. Fr. vom Berge Karmel, daß man, um des sabbatinischen Privilegs teilhaftig zu werden, „das Skapulier mit den Gesinnungen der Hochachtung und Andacht beständig tragen . . . und im Augenblick des Todes wirklich damit bekleidet sein muß" — was freilich auch in den folgenden, von P. Beringer besorgten Auflagen bis 1906 stehen geblieben ist —, eine reine Zutat, die nicht im angeführten Dekrete des Hl. Offiziums steht, und somit zur Gewinnung des Privilegs nicht erforderlich ist und daher auch nicht dem Volke gesagt werden soll.

Es besteht also keinerlei kirchliche Vorschrift, die ein ständiges Tragen des Skapuliers fordert, und auch keine, etwa auf die Offenbarung der Mutter Gottes zurückgehende, derartiger Forderung. Und so hat also wohl mit vollem Recht P. Hilgers bei der Neuauflage des Buches im Jahre 1915 die Sache (Bd. II, S. 156 ff.) geändert (bei dem allgemeinen Teile freilich im I. Bd., S. 496, ist die Forderung des ständigen Tragens stehen geblieben, wohl aus Versehen, da eben, wie oben S. 137 gesagt wurde, in einer Anmerkung das Bestehen einer derartigen kirchlichen Vorschrift geleugnet wird), und ferner P. Ojetti in seiner Synopsis rerum mor., wie oben S. 138 bemerkt wurde, unter den Bedingungen für die Gewinnung der Abläße und Privilegien das ständige Tragen oder das Tragen des Skapuliers in der Todesstunde gar nicht einmal erwähnt.

3. Wann und wie lange muß man das Skapulier tragen, um der Abläße und Privilegien doch teilhaftig zu werden? Worauf stützen sich die eingangs erwähnten, von P. Beringer und anderen gemachten Ausnahmen im Tragen des Skapuliers?

Wäre nach P. Beringers Ansicht das ständige Tragen des Skapuliers eine notwendige Bedingung für die Gewinnung der Abläße und Privilegien, so wäre, eben weil es eine lex irritans aut inhabilitans wäre, von der ohne ausdrückliche Erklärung des Gesetzgebers nicht einmal die ignorantia entschuldigt (can. 16 § 1), geschweige denn etwas anderes, wie etwa ein Ungemach oder eine Notwendigkeit, jegliche, von ihm gemachte Ausnahme unmöglich, wie man auch trotz allen Ungemachs und trotz aller Not, selbst in der Todesgefahr, keine Taufe ohne Wasser, keine Lossprechung von Sünden ohne Gegenwart des Priesters und zur Spendung der Wegzehrung keine Konsekration ohne Brot vornehmen kann.

Da das nun nach Obigem ein Irrtum ist, von der Kirche aber nichts Ausdrückliches in diesem Punkte bestimmt ist, so kann darüber nur das erwähnte Dekret des Hl. Offiziums vom 20. Januar 1613 Aufklärung geben. Dies verlangt aber bloß, daß man „in vita habitum gestaverit". Nun richtet sich aber das Tragen eines Kleides bezüglich des Wann und Wie lange ganz nach der Art des Kleides: Unterkleider hat man für gewöhnlich ständig an und legt sie nur ab beim Wechseln, beim Baden und ganz bestimmten Arbeiten, wie z. B. in den Kohlengruben; Oberkleider aber pflegt man häufiger abzulegen, nicht nur fast regelmäßig, wenn man zu Bett geht (z. B. nachts, bei Krankheiten usw.), sondern auch während des Tages bei vielerlei Arbeiten und Gelegenheiten, so oft sie nämlich mit Rücksicht auf Ort, Menschen und Arbeiten unpassend oder unbequem erscheinen. Nun sind die großen Ordensskapuliere kein Unterkleid, sondern ein Oberkleid, und werden, wie es noch heute zu sehen ist, sogar über allen andern gewöhnlichen Oberkleidern getragen; von den kleinen Skapulieren aber heißt es in der Einleitung des Dekretes

der Ablaßkongregation vom 18. August 1868 (Decr. auth. n. 423): „Parva scapularia, quae fideles gestare solent, in sua origine et institutione aliud non sunt, nisi scapularia variis ordinibus religiosis propria, pro maiore fidelium commoditate ad parvam formam redacta." Wenn also von der Kirche oder von Gott die Abläße und Privilegien vom Tragen des Skapuliers abhängig gemacht sind, so kann darunter nur ein Tragen verstanden sein, wie es bei den Menschen hinsichtlich der Oberkleider Brauch ist, nicht aber etwa ein solches, wie es bei Unterkleidern (z. B. Hemden) üblich ist. Somit kann man das große Ordensskapulier — und daher auch das kleine Skapulier sowie die Medaille, die eben nur die Stelle des ersteren vertreten, dem allein aber die Rede stehenden Verheißungen gemacht sind, — unbeschadet der Abläße und Privilegien, nicht nur beim Zu-Bett-Gehen ablegen, sondern auch während des Tages, so oft es aus irgend einem Umstande angebracht erscheint, gerade wie es sonst mit dem An- und Ablegen von Oberkleidern zu geschehen pflegt. Dabei ist der Spielraum für ein gerechtfertigtes Ablegen des Skapuliers um so größer, als das Skapulier (= Schulterkleid, Ueberwurf) seinem Ursprunge und seiner Natur nach nicht zu jenen Oberkleidern gehörte, die man etwa wie den Rock den ganzen Tag zu tragen pflegt, sondern nur bei der körperlichen Arbeit, ähnlich wie man jetzt etwa den Mantel nur außerhalb des Hauses anzulegen gewohnt ist; dasselbe war nämlich ursprünglich „z. B. beim hl. Benedikt und seinen Mönchen nichts anderes als ein Arbeitskleid oder Ueberwurf bei der Arbeit zum Schutze des gewöhnlichen Mönchsgewandes, wie es in jener Zeit auch von Feldarbeitern überhaupt getragen wurde" (Beringer-Hilgers, I, 486).

Die eingangs erwähnten Fälle von Ablegen und Nichttragen des Skapuliers sind hiernach also ganz berechtigt, da sie eben ganz dem oben vom Tragen und Ablegen von Oberkleidern Gesagten entsprechen. Und diesen Grund für jene Ausnahmen vorausgesetzt, könnten sie auch noch aufrecht gehalten, ja noch ausgedehnt und vermehrt werden, selbst wenn die Kirche oder Gott ein ständiges Tragen des Skapuliers gefordert hätte. Denn das hieße nicht, es schlechthin in einem fort tragen, sondern nur es ständig tragen nach Art der Oberkleider, d. h. zu den Zeiten und Gelegenheiten tragen, wo man Oberkleider zu tragen pflegt, gerade so wie die Worte Gottes: „Oportet semper orare et non deficere" (Luc. 18, 1): „Sine intermissione orate" (I Thess. V, 17) oder der Satz: „Der Mensch muß ständig bis zum Tode essen"; „im Winter muß man ständig heizen" usw. nicht sagen, man müsse ununterbrochen beten, essen, heizen, sondern der Mensch dürfe nicht unterlassen, „quin statutis temporibus oret" (S. Thom., S. th. 2, 2 qu. 83 a. 14 ad 4; Maldonatus in Lc. 18, 1), zu den für jeden angemessenen Zeiten bis zum Tode zu essen, im Winter zur Zeit, wo man der Wärme bedarf, zu heizen usw.

Für die Meinung des einen oder andern Schriftstellers — so fügen wir noch bei —, es sei zur Gewinnung der Abläße erforderlich, das Skapulier oder die Medaille beim Nichttragen wenigstens in seiner Nähe (etwa auf dem Tisch beim Bett, an der Wand usw.) zu haben, wird von den betr. Verfassern keinerlei Belegstelle oder Beweis gebracht. Sie dürfte wohl frei erfunden sein; denn das ist weder sonst beim Ablegen von Oberkleidern Brauch oder erforderlich, noch wird es von der Kirche bei den Skapulieren irgendwo vorgeschrieben. Die Ansicht scheint vielmehr einer Verwechselung mit den Gegenständen zur Gewinnung der sogenannten päpstlichen Abläße entsprungen zu sein, wobei eben, wie oben S. 139 bemerkt ist, eine derartige Forderung ausdrücklich gestellt wird.

4. Muß man in der Todesstunde das Skapulier oder die Medaille am Körper tragen, um des besondern Schutzes der Mutter Gottes teilhaftig zu werden? Nach der Erklärung des Hl. Offiziums vom 20. Januar 1613 ist das, wie oben S. 140 bemerkt wurde, nicht erforderlich. Aber wie ist es mit den Worten der Mutter Gottes, auf die dieser Schutz sich stützt, den Worten nämlich der Mutter Gottes zum hl. Simon Stock im Jahre 1251 (die richtige Ueberlieferung derselben vorausgesetzt): „Hoc erit tibi et

cunctis Carmelitis privilegium: in hoc (scapulari) moriens aeternum non patietur incendium" (Bened. XIV De festis B. M. V. c. VI n. 6), die dann, gerade wie nach der obigen Erklärung des Hl. Offiziums, das privilegium sabbatinum, auch für die Träger des kleinen Skapuliers gelten, „welche eben . . . als Mitglieder der Karmeliterbruderschaft dem Orden angeschlossen, dessen Kleid tragen"? (Beringer-Hilgers, II, S. 155). Diese Worte können wohl kaum wortwörtlich sagen wollen, daß jemand nur mit dem Skapulier wirklich angetan dieser Verheißung teilhaftig werde; denn da die Menschen im Bett, wo sie doch für gewöhnlich sterben, keine Oberkleider zu tragen pflegen, so dürfte die wortwörtliche Bedeutung dieser Worte sicher ausgeschlossen sein. Sie können wohl nur die übertragene Bedeutung haben, wonach „das Ordenskleid tragen" dasselbe ist als Mitglied des Ordens bezw. der Bruderschaft sein und daher die Worte „im Ordenskleid sterben" dasselbe sagen, als dem Ordensberufe bezw. der Bruderschaft bis zum Tode treu bleiben, so daß dies also eine ähnliche Verheißung wäre, wie sie sich, mehr oder minder begründet, auch wohl in anderen Orden findet.

Für die Mitglieder der Skapulierbruderschaft U. L. Fr. vom Berge Karmel aber konnte wohl um so mehr nur diese Bedeutung in Betracht kommen, da (wie P. Hilgers, gestützt auf die Geschichtsforscher aus dem Karmeliterorden, schreibt), rein geschichtlich betrachtet, „das kleine Skapulier, wie wir es jetzt kennen, . . . viel späteren Ursprungs ist (als die Offenbarung und die Entstehung der Bruderschaft), und sich wohl erst im sechszehnten Jahrhundert allmählich sozusagen aus dem großen Skapulier und Ordenskleide der Karmeliter entwickelt hat" (Beringer-Hilgers, II, S. 156). Jene Verheißung der Mutter Gottes kann also hiernach nicht vom materiellen Tragen des kleinen Skapuliers, sondern nur von der Zugehörigkeit zur Bruderschaft abhängig sein, da sie eben sonst vorher nicht für die Bruderschaft bestanden hätte und deshalb, weil ohne Zusammenhang mit der Verheißung, auch jetzt nicht vorhanden wäre.

Schließlich zeigt der obige Erlaß Pius' X. bezüglich der Skapuliermedaille, daß dies auch die Auffassung der Kirche ist. Denn wenn das materielle Tragen des Skapuliers in der Todesstunde notwendige Bedeutung für jenes Privileg wäre, so würde jemand, der in der Todesstunde anstatt des Skapuliers die Medaille trüge und also — da die Medaille nicht als ein Kleid und somit auch nicht einmal als ein verkleinertes Kleid bezw. Skapulier gelten könnte — ohne materielles Tragen des Skapuliers stürbe, jener Vergünstigung nicht teilhaftig werden. Und doch heißt es in dem Erlasse Pius' V., daß die Gläubigen mit der Medaille „omnes favores spirituales (sabbatino, quod dicant, scapularis B. M. V. de monte Carmelo privilegio non excepto) omnesque indulgentias, singulis scapularibus adnexas, lucrari possint ac valeant."

Die Ansicht also von der Notwendigkeit des Tragens des Skapuliers in der Todesstunde ist durchaus nicht die Auffassung der Lehre der Kirche; sie widerspricht ihr vielmehr, da sonst Pius X. nicht von der Skapuliermedaille hätte sagen könnten, daß mit ihr alle geistlichen Privilegien gewonnen werden können. Und gerade deshalb wirft in der diesjährigen Märznummer der von spanischen Jesuiten geleiteten Pastoralzeitschrift „Sal terrae" ein Priester S. 222 ff. die Frage auf: „Ist es wirklich wahr und außer allem vernünftigen Zweifel, daß die Medaille Pius' X. die Gläubigen auch des Privilegs teilhaftig macht: In hoc moriens aeternum non patietur incendium?" Man kann hier eben nicht die indirekte Dispensvollmacht des Papstes in Anwendung bringen, wonach er z. B. die Verpflichtung des Gelübdes oder des Ehebandes aufhebt, da hier eben von einer bloßen Dispens oder Aufhebung einer Verpflichtung keine Rede ist, sondern vielmehr oder doch zugleich von der Erteilung eines Privilegs oder Umwandlung bezw. Neuerteilung einer göttlichen Anordnung; und wie daher der Papst z. B. bei Entbindung von der Verpflichtung des Gelübdes der Jungfräulichkeit niemandem die von Gott der Jungfräulichkeit für die

Ewigkeit verheißenen Privilegien erteilen oder verheißen kann, so hier nicht bei der Entbindung vom Tragen des Skapuliers die Privilegien des Skapuliers, wenn diese von Gott an das materielle Tragen des Skapuliers geknüpft worden wären.

Die Forderung des Tragens des Skapuliers in der Todesstunde ist also nichts als eine irrige Meinung, welche die bildliche Ausdrucksweise in den Worten der Mutter Gottes ganz übersah und in ihnen nur den wortwörtlichen Sinn erblickte, obgleich dieser in Anbetracht der gewöhnlichen Umstände in der Todesstunde, nämlich des Liegens im Bett ohne Oberkleider, vollständig ausgeschlossen war, so daß nur die bildliche Ausdrucksweise übrig bleiben konnte. Mit vollem Recht hat daher P. Hilgers in der Neuauflage von Beringer, „Die Abläße", die Darstellung geändert und die Verheißung dahin erklärt, daß dieselbe, ohne Rücksicht auf das augenblickliche materielle Tragen des Skapuliers, „allen jenen zuteil wird, welche von der Kirche mit dem Gewande und Abzeichen U. L. Fr. bekleidet und so unter den besonderen Schutz der Gottesmutter für ihr ganzes Leben gestellt werden" und treu verbleiben (II, S. 156).

Alles zusammenfassend wäre also das Ergebnis unserer Darlegungen folgendes: Für die Gewinnung der Abläße und Privilegien der Skapulierbruderschaft, auch der U. L. Fr. vom Berge Karmel, ist zwar das Tragen, aber nicht das ständige Tragen des Skapuliers oder der Medaille erforderlich; man braucht dasselbe nicht zu tragen, wenn man zu Bett liegt, und kann daher die Medaille auch am Rosenkranze, an der Uhrkette, im Geldbeutel, lose in der Tasche usw. tragen und so jeden Abend mit den Kleidern ablegen; auch während des Tages kann man die Medaille oder das Skapulier ablegen, so oft es nützlich erscheint (z. B. weil sie einem unbequem und hinderlich ist, wie beim Baden oder gewissen Arbeiten; weil man sie zu verlieren fürchtet, etwa beim Turnen oder Spielen); in der Todesstunde braucht man sie nicht zu tragen, — wie ja auch Beringer bei seinen Ausnahmen S. 136 zugeben muß — und würde man, ohne sie zu tragen, vom Tode überrascht, so ginge man der Privilegien usw. nicht verlustig, falls man sie nur, wie das Heil. Offizium erklärte, gemäß der Regel „im Leben getragen hat".

□ □ □

Aus der mystischen Literatur der Gegenwart.

Von P. Alois Mager O. S. B., Beuron.

In einer Reihe von Schriften und Aufsätzen hat sich Emil Dimmler als mystischer Schriftsteller in die Oeffentlichkeit eingeführt. Der „Sabbatruhe"[1] folgte „Beschauung und Seele"[2]. Eine kleine Schrift „Mystik, Gedanken über eine Frage der Zeit"[3] faßte auf 88 Seiten die Grundgedanken über das Wesen der Mystik, die der Verfasser in beiden vorhergehenden Werken in breiterer Ausführung gebracht hatte, geschickt zusammen. Eben erscheinen zwei weitere, schon länger angekündigte Bücher „Der brennende Dornbusch"[4] und „Wandel im Licht"[5].

Alle Werke Dimmlers weisen gemeinsame Vorzüge auf, denen wir unsere volle Anerkennung nicht versagen können: einheitlicher Guß der Gedanken, innere Fülle und Wärme, sprachlich fein empfundener Ausdruck. Ein Buch von D. wird man nie ohne innere Anregung aus der Hand legen. So hoch wir aber den Verfasser als aszetischen Erbauungsschriftsteller einschätzen, so entschieden müssen wir gegen seine Auffassung des mystischen Lebens Stellung nehmen. Trotz alledem bleibt ihm das Verdienst, weitere Kreise wieder für die nahezu vergessene Welt der Mystik interessiert zu haben.

[1]) Kösel, Kempten, 1917. [2]) im selben Verlag 1918. [3]) Hug, Günzburg 1919. [4]) Kösel, Kempten 1920. [5]) im selben Verlag 1920.

Wir können dem Verfasser den schwerwiegenden Vorwurf nicht ersparen, daß er für eine wissenschaftliche, den Tatsachen entsprechende Begriffsbestimmung der Mystik viel mehr verwirrend als klärend — und zwar nicht ganz unentschuldbar — gewirkt hat. Zunächst hat er einen durchaus nicht unausgleichbaren Unterschied in der Auffassung der Mystik, wie er in Frankreich zwischen Saudreau-Lamballe und Poulain auftrat, ohne ernste Prüfung und sachliche Begründung zur unüberbrückbaren Kluft eines „alten" und „neuen" Weges aus freier Erfindung weiterkonstruiert. Der „alte" Weg soll bis ins 16. Jahrhundert gegangen sein, wo auf einmal der „neue" unvermittelt einsetzt. Als ob die kirchlich anerkannten Heiligen vom 16. Jahrhundert an ein anderes, in entgegengesetzter Richtung liegendes Vollkommenheitsideal angestrebt und erreicht hätten! Oder führt etwa seit dem 16. Jahrhundert ein anderer, dem bisherigen entgegengesetzter Weg ans gleiche Ziel? Stehen wir wirklich mit Dimmler vor der Alternative, zwischen einem „alten" und einem „neuen" Weg zu wählen und uns etwa mit ihm für den alten zu entscheiden? Das in sich Ungereimte dieser Fragestellung liegt ohne weiteres auf der Hand. Nur der bedauerliche Mangel an fachwissenschaftlicher Beschäftigung mit Mystik bei uns in Deutschland kann es begreiflich erscheinen lassen, daß die nicht auf sorgfältigem Studium der großen mystischen Werke beruhende, sondern zum größten Teil frei aus der Luft gegriffene Konstruktion Dimmlers nicht gleich bei ihrem ersten Auftreten eine endgiltige Zurückweisung erfuhr. Ueberhaupt muß jedem wissenschaftlich Interessierten das rein Konstruktive in Dimmlers Schriften auffallen. Wir suchen vergeblich nach einer gewissenhaften geschichtlichen Nachprüfung oder wissenschaftlichen Begründung für Aufstellungen von solcher Tragweite, wie sie der Verfasser mit der Sicherheit eines unfehlbaren Kenners macht. Selbstverständlich kann man von der Eigenart der Dimmlerschen Darstellung, die übrigens unverkennbare Vorzüge hat, kein abgeschlossen wissenschaftliches System verlangen. Was man aber bei einem so heiklen Stoff, wie die Mystik es ist, unbedingt verlangen muß, ist, daß die Darstellung auf wissenschaftlich erarbeiteten Ergebnissen beruht. Daran ändert auch das häufige Zurückgreifen des Verfassers auf Stellen der hl. Schrift nichts. Hätte die Schrift alles so klar und bestimmt formuliert ausgesprochen, dann wäre die jahrhundertlange, angestrengteste Arbeit der Gottesgelehrten Sisyphuswerk gewesen. Man kann den Eindruck nicht los werden, als hätte Dimmler zu ausschließlich sich nur an den einen Gewährsmann, nämlich an Lamballe gehalten. Wer auf dem Gebiet der Mystik ohne gründliches Studium der Werke der Mystiker oder einer ganzen mystischen Epoche rein konstruktiv vorgeht, lädt eine ähnliche Verantwortung auf sich, wie der Arzt, der ohne sachliche Fachkenntnisse bloß im Vertrauen auf seinen gesunden Menschenverstand eine Gesundheitslehre schriebe. Aus dem bloßen aprioristischen Begriff der Vollkommenheit als der Vereinigung der Seele mit Gott lassen sich die überaus feinverzweigten und mannigfaltigen Tatsachen und Erscheinungen im wirklichen Seelenleben kirchlich anerkannter Mystiker wissenschaftlich einfach nicht bewältigen. Mystik kurzerhand als die Fülle des Glaubens und der Liebe bestimmen, bedeutet im Grund genommen nichts anderes, als etwa die Begriffsbestimmung: ein vollendeter Christ ist ein solcher, der alles hat, was den Menschen zum vollendeten Christen macht, also eine schlecht verhüllte Tautologie.

Wir geben dem Verfasser eine, meines Wissens, niemals und von niemand angezweifelte Wahrheit zu, wenn wir mit ihm behaupten, daß es neben der zuständlichen Gnade, den wirklichen Gnaden und den Gaben des hl. Geistes keine wesensverschiedenen „mystischen" Gnaden gibt, die Gott nach Art der Charismen jedesmal auf wunderbare Weise bewirkte und auf Grund deren wir gewöhnliche und mystische Christen unterschieden. Selbstverständlich kann es innerhalb derselben Gnade nur einen Grad-, nicht einen Artunterschied geben. Der Verfasser wird aber auch zugestehen, daß man zu allen Zeiten zwischen Mystisch und Nichtmystisch unterschied und darunter in Wirklichkeit auch Verschiedengeartetes verstand; ferner, daß man zu keiner Zeit der Kirchengeschichte jeden im Stand der Gnade befindlichen Christen unterschiedslos als Mystiker bezeichnete. Die Frage also ist diese: Worin besteht sachlich und begrifflich jenes Etwas, was

zu allen Zeiten mystische von nicht-mystischen Christen unterscheiden ließ? Genügt etwa die Antwort: die einen besitzen die Fülle des Glaubens und der Liebe, die anderen nur Bruchstücke? Wann begann z. B. im Leben eines heiligen Johannes vom Kreuz oder einer hl. Theresia die Fülle des Glaubens und der Liebe? Tatsächlich besitzt kein Christ, auch der höchstbegnadete Mystiker nicht, hienieden die Fülle des Glaubens und der Liebe. Denn beide Tugenden sind und bleiben steigerungsfähig in diesem Leben. Da auf jeden Fall nur ein Gradunterschied zwischen Mystisch und Nichtmystisch in Frage käme, wo wäre dann der Indifferenzpunkt zu suchen, der beide Gebiete voneinander scheidet? Weder die hl. Schrift, noch das kirchliche Lehramt, noch die Theologie haben einen solchen Punkt bestimmt. Oder sollen wir etwa wie beim Thermometer nach einem allgemeinen Uebereinkommen irgend einen Grad als „indifferent" festsetzen? Es ist klar: auf diesem Weg gelangen wir nie ans Ziel. Es bliebe nichts anderes übrig, als das Wort „Mystisch" für immer zu streichen und fürderhin nur noch von vollkommenen und unvollkommenen Christen zu reden. Wir könnten allerdings die beiden Unterscheidungsglieder nur auf die äußersten Gegensätze anwenden, nach der Mitte zu müßten wir auf jede Grenzregulierung verzichten. Dagegen aber würde mit Recht die Geschichte aller Jahrhunderte, eine altehrwürdige Ueberlieferung, der allgemeine Sprachgebrauch feierlich Protest erheben. Wir werden den Ausdruck „Mystik" auch in Zukunft beibehalten müssen und damit, wie bisher, einen eigenartigen Inhalt verbinden.

Soviel ist gewiß: aus dem bloßen Begriff der Gnade allein läßt sich die Eigenart des Mystischen nicht bestimmen. Indes dürfen wir nicht vergessen, daß die Gnade an sich nur die eine Seite dessen ist, was wir Gnadenleben nennen. Die andere nicht weniger wichtige Seite ist die innere naturhafte Umwandlung, welche die Gnade in der Menschenseele, im ganzen Menschen vollzieht. Es legt sich von selber die Frage nahe: Wäre es nicht denkbar und möglich, daß bei der inneren Vielgestaltigkeit des Menschen als leiblich-geistigen Wesens die seelische Umwandlung und Gottannäherung durch die Gnade einmal an einem Punkt anlangt, der nicht bloß als willkürlich gewählter Indifferenzpunkt in einer Gradskala, sondern als Beginn einer neuen Art seelischer Betätigung sich darstellt? Gäbe es einen solchen Punkt, dann hätten wir auch die exakt feststellbare Grenze zwischen gewöhnlichem Tugendleben und mystischem Leben. Es läge keinerlei Widerspruch darin, daß es sich dabei auf seiten der Gnade nur um eine Gradverschiedenheit handelte, während auf seiten des seelischen Verhaltens ein Artunterschied bestünde.

Das Charakteristische nun oder, — um dem Ausdruck „neuer Weg" den sachlich einzig zulässigen Sinn zu geben — das Neue der Mystiker seit dem 16. Jahrhundert, insbesondere der hl. Theresia beruht darin, daß sie ausgesprochen dem seelischen Verhalten im mystischen Leben — und nicht der Gnadenseite — ihr Hauptaugenmerk zuwendeten. Diese Tatsache aber war nicht etwa das Ergebnis neuer, bisher unbekannter mystischer Gnaden, sondern die natürliche Folge des auch geschichtlich festgestellten geistigen Kulturfortschrittes, der sich u. a. in der unmittelbaren Erfassung des selbständigen inneren Seelenlebens äußerte. Gewiß auch die früheren Mystiker sprachen in etwa von seelischem Verhalten, aber sie fanden dafür keinen anderen Ausdruck, als den der „Passivität". Es ist höchstens noch die Rede vom Seelengrund oder -fünklein, als dem Seelenteil, wo sich das mystische Leben abspielt. Tiefer in dieser Richtung drangen sie nicht und konnten es auch nicht, weil die natürlichen Voraussetzungen dazu fehlten. Auch bei den Mystikern seit dem 16. Jahrhundert kehrt die Bezeichnung „Passivität" immer wieder. Sie bildet das nie abgerissene Band, das mittelalterliche mit neuzeitlicher Mystik organisch verknüpft. Der Begriff der „Passivität" aber ist sehr dehnbar, unbestimmt und — wie die Geschichte der Mystik zeigt — großen Mißverständnissen ausgesetzt. Er allein kann nicht genügen, um das letzte und tiefste Unterscheidungsmerkmal des mystischen Lebens von seiten des seelischen Verhaltens zu bestimmen. Darin besteht die epochemachende Bedeutung der hl. Theresia für die Mystik, daß sie uns sichere Wegweisung zum entscheidenden Punkte gab. Die Schriften der Heiligen lassen keinen Zweifel darüber, daß die Eigenart der Menschenseele als

Belebungsgrund des Leibes einerseits und als reiner Geist andererseits es ist, in der die Unterscheidung zwischen Mystischem und Nicht-Mystischem letzten Endes wurzelt. Die Seele in ihrer naturhaften Vereinigung mit dem Leibe hat eine bestimmte (die uns allen bekannte) Art und Weise sich zu betätigen, die sie auch den Glaubenswahrheiten und dem Gnadenleben gegenüber unverändert beibehält. Es ist die natürliche Art, das Gnadenleben zu leben. Die Gnadenwirkung des geoffenbarten, d. h. des dreifaltigen Gottes aber kann im Menschen hienieden schon eine Umwandlung vollziehen in dem Sinne, daß die Seele trotz der weiterdauernden Vereinigung mit dem Leib sich nicht mehr als leibverbundene Seele, sondern als reiner Geist betätigt. In diesem Punkt berühren sich für einen Augenblick christliche und natürliche Mystik, um sich gleich wieder wie Natürliches und Uebernatürliches zu scheiden. Ich kann mich dieses Ortes nicht näher auf die Verwandtschaft und grundsätzliche Verschiedenheit der natürlichen und übernatürlichen Mystik einlassen. Nur das sei mit allem Nachdruck betont, daß nach der hl. Theresia die Seele im gewöhnlichen Tugendleben als leibverbundene Seele, im mystischen Leben stufenweise als reiner Geist sich betätigt. Daraus lassen sich zwei wesenhafte Merkmale des mystischen Lebens, die da und dort in ihren Schriften mit aller wünschenswerten Klarheit angedeutet und ausgesprochen sind, ableiten: 1. Das mystische Gebet ist ein erfahrungsmäßiges Bewußtwerden des durch die Gnade wirkenden dreifaltigen Gottes, jene cognitio experimentalis Dei, die der Sache nach beim hl. Thomas, ausdrücklich formuliert in der spanischen Theologie des Johannes vom heiligen Thomas sich findet. 2. Die Betätigung der Seele als reinen Geistes unter dem Gnadeneinfluß muß gegenüber ihrer Betätigung als leibverbundener Seele als „passiv" bezeichnet werden. Es gibt nur eine Analogie, die uns treffend erklärt, was unter „Passivität" im Mystischen zu verstehen ist: die Sinneswahrnehmung. Das Auge z. B. kann nur solange sehen, als der Sehgegenstand auf es einwirkt. Wirklich kann es ohne ihn nicht sehen. Wenn aber der Gegenstand wirkt und alle anderen Bedingungen normal gegeben sind, kann es gar nicht anders, als sehen. Trotz dieser Abhängigkeit und „Passivität" des Auges in Bezug auf das Sehen ist die Leistung des Auges keineswegs Passivität wie etwa das Erwärmtwerden des kalten Steines, sondern Tätigkeit im eigentlichen Sinne. Wer die Schriften der hl. Theresia kennt, weiß, wie das Eigentümliche und für den Mystiker ohne weiteres Auffällige der ersten mystischen Gebetsstufe, des Gebetes der Ruhe sich folgendermaßen äußert: Gott wirkt auf die Seele ohne ihr Zutun, und die Seele nimmt dieses Wirken als reiner Geist, d. h. mit erfahrungsmäßigem Bewußtsein auf. Nur wenn und solange Gott in dieser Weise auf die Seele wirkt, kann die Seele sich als reiner Geist betätigen. Aus sich selber kann sie gar nicht so tätig sein, ebensowenig wie das Auge ohne Gegenstand sehen kann. Der Mensch kann weder Beginn noch Ende des mystischen Gebetes veranlassen. Die Seele im mystischen Zustand ist also passiv nur insofern, als sie jene eigenartige Tätigkeit als reiner Geist nie und nimmer aus sich entfalten kann, außer unter dem besonderen Wirken Gottes und zwar nur solange, als dieses Wirken dauert. Nach der hl. Theresia tritt das Gebet der Ruhe (und auch das Gebet der Vereinigung) ein und hört wieder auf, ohne daß die Seele irgend etwas dazu vermag. Es dauert zuerst nur wenige Minuten, später immer länger, bis zu einer Stunde und darüber. Der Uebergang vom gewöhnlichen Gebet, wo die Seele als leibverbunden sich betätigt, zum mystischen Gebet, wo die Seele als reiner Geist tätig ist und die Rückkehr aus dem mystischen zum gewöhnlichen Gebet ist so klar und scharf ausgeprägt, daß eine Verwechslung gar nicht möglich ist. Es ist etwas völlig Neues. Mit Recht macht die Heilige und Johannes vom hl. Thomas zwischen beiden den Unterschied wie zwischen Natürlich und Uebernatürlich. In sämtlichen Schriften der hl. Theresia ist der Ausdruck „übernatürliches Gebet" gleichbedeutend mit mystischem Gebet.

Was im Gebet der Ruhe und Vereinigung nur vorübergehend ist und mit gewöhnlichem Gebete abwechselt, wird in der letzten und höchsten mystischen Stufe, von der die 7. Wohnung der „Seelenburg" spricht, zuständlich. Hier kehrt die Betätigung der Seele als leibverbundene für immer zurück, aber in

vollständiger harmonischer Unterordnung unter ihre Betätigung als reinen Geistes und diese wiederum in restloser, frei instrumentaler Unterordnung unter das dauernd erfahrungsmäßig bewußte Wirken Gottes. Hier hat die Erlösungsgnade ihr Ziel erreicht: vollständige Umwandlung des ganzen Menschen. Die Seele als reiner Geist richtet sich nicht mehr nach der Seele als leibverbundenen, sondern umgekehrt, wie auch die äußere und innere Sinnlichkeit und das Triebleben in allweg den Gesetzen des Geistes unterworfen sind.

Die Vorsehung fügte es, daß ich in eingehender Aussprache mit Personen, an deren mystischen Begnadigung bis zur höchsten Stufe ich ebensowenig zweifeln kann, wie an den mystischen Zuständen der hl. Theresia oder an Aussagen zuverlässiger Versuchspersonen im psychologischen Laboratorium, alle Merkmale, wie in der spanischen Mystik, nur noch viel klarer und ausgeprägter, feststellen konnte.

Die spanische Mystik bietet alle Anhaltspunkte dafür, daß die Unterscheidung zwischen gewöhnlichem Tugendleben und mystischem Leben auf die alte philosophische Unterscheidung der Menschenseele in ψυχή und πνεῦμα, in anima und spiritus, in Leibseele und Geistseele zurückzuführen ist. Damit wäre eine sichere Grundlage geschaffen für eine exaktwissenschaftliche Wesensbestimmung der Mystik.

Es bedarf die Behauptung, daß gewöhnliches Tugendleben und mystisches Leben nicht grad-, sondern artverschieden sind, kaum mehr einer ausdrücklichen Formulierung. Auf seiten der Gnade ist es allerdings eine Gradverschiedenheit, die uns aber für eine Wesensbestimmung der Mystik nicht dienen kann, auf seiten des seelischen Verhaltens aber ist eine in der Doppelseitigkeit der Menschenseele wurzelnde Artverschiedenheit, die uns das Wesen des mystischen Lebens umgrenzen läßt.

Anstatt einen künstlichen, tatsächlich nicht vorhandenen Gegensatz zwischen der Mystik vor und der nach dem 16. Jahrhundert zu konstruieren und letztere als Abfall von der Ueberlieferung beiseite zu schieben, sollten wir uns vielmehr beglückwünschen, daß das 16. Jahrhundert der Mystik den gewaltigen Fortschritt brachte, der uns einen sicheren Einblick in das seelische Verhalten im mystischen Leben tun und die scharfe Scheidelinie erkennen läßt, wo Mystisches wirklich beginnt.

Ein Studium der Mystik, das der mystikhungrigen Gegenwart heißersehnte Lebenswerte vermitteln soll, muß ausgehen von den Aufzeichnungen der spanischen (und französischen) Mystik. Erst die Maßstäbe, die hier exaktwissenschaftlich gewonnen werden, können das volle Verständnis der mittelalterlichen und altchristlichen Mystik erschließen. Es wird sich dabei zeigen, daß zwischen der Mystik vor und nach dem 16. Jahrhundert durchgängige Harmonie herrscht, nur mit dem Unterschied, daß letztere nach der seelischen Seite hin die Weiterentfaltung und vorläufige Vollendung der ersteren darstellt. Wir können nicht genug davor warnen, über Mystik in der sach- und wirklichkeitsfremden Weise zu schreiben, wie Dimmler es tut.

Anläßlich einer Besprechung des Büchleins von Dimmler, „Mystik" (Theol. Revue Nr. 5/6 1920 S. 106 f.) macht P. Wilms O. P. in vornehm sachlicher Weise Ausstellungen an einem Aufsatz der Benediktinischen Monatsschrift, der zeigen wollte, wie die Lehre der hl. Theresia vom mystischen Leben mit der theologischen Darlegung eines der größten spanischen Thomisten, des Johannes vom hl. Thomas, in allen Grundlinien sich deckt. Es sollte damit die ebenfalls von D. erfundene Fabel aus der Welt geschafft werden, als hätte die heilige Theresia nicht die Fähigkeit besessen, eine sachlich richtige und theologisch verständliche Darstellung des inneren Lebens zu geben. Man lese doch ihre Schriften! P. Wilms glaubt, das Wesen des mystischen Lebens und seine Abgrenzung gegenüber dem nicht-mystischen Tugendleben auf Grund der dogmatischen Lehre von der wirkenden Gnade (gr. operans) und der mitwirkenden Gnade (gr. cooperans), wie sie Del Prado entwickelt, bestimmen zu können. Indes, so einfach, wie W. die Frage sich denkt, liegt sie in Wirklichkeit nicht. Sehen wir davon ab, daß zwar die Einteilung der wirklichen Gnade in eine wirkende und mitwirkende theologisch sicher steht, daß aber in der Erklärung

des Wirksamkeitsmodus und -umfanges die Ansichten der Theologen sehr geteilt sind. (Vgl. Joh. v. hl. Thomas). Man wird nicht behaupten können, daß Del Prado die Frage abschließend geklärt hätte. Psychologisch am unmißverständlichsten sind die beiden Hauptstellen bei Augustinus selber, auf die jene theologische Unterscheidung zurückgeht.

Wenn ich W. recht verstehe, wäre sein Gedankengang dieser: Die Tätigkeit im mystischen Leben ist von der wirkenden, die Tätigkeit in der gewöhnlichen Tugendübung von der mitwirkenden Gnade bedingt. Zwischen beiden besteht ein Artunterschied. Im Leben der einzelnen aber trifft man nie ausschließlich nur eine von beiden Tätigkeiten an, sondern beide wechseln miteinander ab. Je nachdem die eine der beiden Tätigkeiten an Häufigkeit bezw. Seltenheit überwiegt, unterscheidet man zwischen mystischem Leben und Tugendleben als Zuständen. Da es sich aber nur um eine relative Grenze zwischen Häufigkeit und Seltenheit handelt, kann nur von einem Grad-, nicht Artunterschied zwischen mystischem Leben und gewöhnlichem Tugendleben die Rede sein. Ob W. im Ernste bedachte, was er damit aussprach? Die Frage dreht sich doch nicht darum, ob und wie häufig oder wie selten mystische Tätigkeit in einem Seelenleben vorkommt, noch auch darum, ob wir unter der Voraussetzung, mystische Tätigkeit fände sich, — wenn auch selten, vielleicht nur einmal — in jedem Christenleben, einen Artunterschied zwischen mystischen und nichtmystischen Christen aufstellen dürfen. Die Frage ist doch zunächst einzig und allein diese: Besteht zwischen der mystischen Tätigkeit — ob sie vorübergehend oder länger dauernd ist — und der Tätigkeit im gewöhnlichen Tugendleben ein Grad- oder ein Artunterschied? Nach W. eigenen Worten besteht derselbe Unterschied wie zwischen wirkender und mitwirkender Gnade: nämlich ein Artunterschied. Also Mystisch und Nicht-Mystisch unterscheiden sich nicht grad-, sondern artmäßig. Das aber ist die Antwort auf die Frage, wie ich sie formulierte. W. stellt sich also auch in Gegensatz zu Dimmler, der von seinen Grundsätzen aus einen Artunterschied zwischen Mystischem nnd Nicht-mystischem niemals zugeben könnte. In einem Punkte aber, obwohl von entgegengesetzten Seiten her, treffen sich beide, in der Ansicht nämlich, daß mystische Tätigkeit nicht das Vorrecht weniger, sondern Gemeingut aller Christen ist. Denn nach W. hat die wirkende Gnade gleichsam wesensnotwendig mystische Tätigkeit zur Folge. Nun aber finden wir die wirkende Gnade in jedem Christenleben, wenigstens bei der ersten Heilshandlung. Also ist jeder erwachsene Nichtgerechtfertigte bei der ersten Heilshandlung mystisch tätig. Woher aber weiß denn W., daß jede wirkende Gnade mystische Tätigkeit auslöst? Weder die hl. Schrift noch das kirchliche Lehramt noch eine Allgemeinansicht der Theologie sagt etwas darüber. Ginge W. nicht einseitig und aprioristisch von Begriffen und Einteilungen der Gnade aus, sondern befragte methodisch die Tatsachen des mystischen Lebens kirchlich anerkannter Heiliger, er müßte unfehlbar zur Annahme der Möglichkeit kommen, daß — von seinem Standpunkt aus — zwar jede mystische Tätigkeit eine wirkende Gnade zur Voraussetzung, aber nicht jede wirkende Gnade eine mystische Tätigkeit zur Folge hat. Vergleichen wir nämlich das seelische Erleben des Sünders im Augenblick, wo sein Wille unter der wirkenden Gnade die erste Heilshandlung vollzieht mit einem Augenblick des seelischen Verhaltens eines Mystikers im Gebet der Ruhe, so stehen wir vor zwei gänzlich verschiedenen Tatsachen. Würde die erstere mystisch genannt, so müßte für die letztere ein neuer Ausdruck geprägt werden. Bisher aber war es zu keiner Zeit gebräuchlich, den Sünder bei der ersten Heilshandlung als Mystiker zu bezeichnen. Wir dürfen also den Ausdruck Mystisch als Charakteristikum für die andere Tatsache beibehalten. Wenn aber beide Tatsachen trotzdem Folgen der wirkenden Gnade sind, so könnte der Unterschied zwischen Mystisch und Nicht-mystisch auf seiten der wirkenden Gnade nur ein gradueller sein. Somit taucht dieselbe Schwierigkeit vor uns auf, die wir oben Dimmler gegenüber machen mußten. Es gibt keinen uns bekannten oder einwandfrei festgestellten oder allgemein anerkannten Indifferenzpunkt in der Stärke der wirkenden Gnade, der eine Scheidung in mystische und nicht-mystische Wirkung begreiflich machte. Wir werden auch hier wieder hingewiesen auf die seelische Umwandlung, die sich unter dem Wirken

der Gnade im Menschen vollzieht. Daß sich eine tiefgreifende Umwandlung in der Seele vollzieht, ehe sie als reiner Geist, d. h. mystisch dem Gnadenwirken Gottes gegenüber sich betätigen kann, lassen die furchtbaren Seelenläuterungen und Geistesnächte ahnen, die allen Stufen mystischen Lebens vorauszugehen pflegen. Gerade sie und die in ihnen sich vollziehende Umwandlung der Seele vermissen wir vor der ersten Heilshandlung des Sünders. Gibt es im seelischen Verhalten gegenüber dem gnadenwirkenden Gott eine Grenzlinie, die nicht willkürlich gewählter Indifferenzpunkt in einer Gradsteigerung ist, sondern zu einem Artunterschied zwischen Mystischem und gewöhnlich Christlichem nicht bloß berechtigt, sondern zwingt? Die Antwort wurde eben gegeben aus der eigenartigen Natur unserer Seele als leibverbundenen und doch leibunabhängigen Geistes. Damit ist über die Frage, ob mystisches Leben nur das Vorrecht weniger oder aber ein von allen anzustrebendes Ziel sei, noch gar nicht ausgemacht. Darüber anderswo.

Das Bedenken W. gegen meine Behauptung, Mystik sei nicht unmittelbares Ziel der Seelsorge, dürfte nach den vorausgegangenen Darlegungen nicht mehr allzuschwer wiegen. Meine Stellungnahme richtete sich unmittelbar gegen Dimmler, bei dessen irriger, den Tatsachen zu offenkundig widersprechender Auffassung vom Wesen der Mystik, der Satz, daß Mystik das Ziel der Seelsorge ist, einen ganz besonderen Sinn erhält.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß in der Zeit, wo das mystische Gebet mit dem gewöhnlichen abwechselt, eine sichere Leitung durch die Seelsorge niemand dringender braucht, als gerade mystische Seelen. Sie bedürfen aber der Leitung nicht im mystischen Gebet selber, wo sie ganz unter Gottes Gnadenwirkung stehen, sondern für die Zeit des außermystischen Gebetes. Die hl. Theresia bietet uns das ergreifende Beispiel, wie auch durch kleinste Nachlässigkeiten und Unvollkommenheiten, die in den Augen vieler Christen sogar als Tugenden erscheinen mögen, die mystischen Gebetsgnaden auf viele Jahre verloren gehen können. Hier hat eine besonnene Seelenleitung eine ebenso schwierige Aufgabe wie schwere Verantwortung auf sich zu nehmen. Die Führung geht aber nur immer bis an die Tore des mystischen Gebetes, wo Gott selber unmittelbar die Leitung der Seele übernimmt. Kehrt die Seele aus dem mystischen ins gewöhnliche Gebet zurück, dann wird sie von der mittelbaren Führung Gottes durch die Seelsorge wieder in Empfang genommen.

Nicht aus persönlichen Gründen, sondern aus bloßem Interesse an der Sache, die immer mehr zu einer brennenden Zeitfrage auswächst, glaubten wir, vorstehende Ausführungen machen zu müssen.

□ □ □

Gedanken zum Missionsfeste für die Verbreitung des Glaubens.

Von P. G. Anselmann S. V. D., St. Wendel, Missionshaus, ehemaliger Missionär in Deutsch-Togo (Afrika).

Wie alt ist die Feier des Missionsfestes? So alt wie die katholische Kirche. Der Verfasser der ersten Kirchengeschichte, der hl. Evangelist Lukas, weist uns deutlich auf diese Uebung hin, wenn er z. B. schreibt: „Paulus und Barnabas zogen durch Phönizien und Samaria, wo sie von der Bekehrung der Heiden erzählten. Sie machten damit allen Brüdern große Freude. Bei ihrer Ankunft in Jerusalem wurden sie von der Gemeinde und den Aposteln empfangen; und sie erzählten, was für große Dinge Gott gewirkt mit ihnen.“ Ferner heißt es: „Dann hörten sie, die Apostel und Priester, zu, wie Barnabas und Paulus erzählten, welch große Zeichen und Wunder Gott durch sie getan unter den Heiden.“ „Als wir in Jerusalem angekommen, nahmen uns die Brüder freudig auf. Tags darauf ging Paulus mit uns zu Jakobus. Da kamen alle Priester zusammen. Er

begrüßte sie und erzählte ihnen alles und jedes, was Gott durch seinen Dienst und seine Arbeit unter den Heiden getan hatte. Als sie dies hörten, priesen sie Gott." Siehe, die ersten Heidenmissionäre berichten von ihren Reisen, Gefahren, neuen Missionsstationen, von Hindernissen, von Bekehrungen, Erfolgen, von Sitten und Gebräuchen, von Götzendienst und Aberglauben usw. Was war natürlicher und selbstverständlicher als dieses Sich-Begegnen einerseits im Willen, sein apostolisches Herz in der Heimatkirche auszuschütten, andererseits im Willen, etwas vom Fortgange des größten Werkes, des Werkes der Ausbreitung des Reiches Christi, in der ganzen Welt zu hören? Welcher Stumpfsinn auf der einen wie auf der anderen Seite, wenn es nicht zur Ausschüttung gekommen, oder wenn der Apostel keinen Resonanzboden in der Heimat gefunden hätte? Wie unnatürlich! Darum sind die Missionsfeste so alt als die Kirche.

Die heimkehrenden Missionspioniere werden in den mehr oder weniger jungen Kirchen wie Engel vom Himmel aufgenommen; man will etwas hören; man freut sich über die Erfolge, die überwundenen Schwierigkeiten und Gefahren. Man freut sich über den Opfermut. Man freut sich an der Verherrlichung Gottes; man betet für die Missionen. Manche entschließen sich, den Aposteln zu gleichem Dienste sich anzubieten; andere, ja die ganze Gemeinde, geht daran, Kollekten für die Neugründungen aufzubringen, sie werden dazu aufgefordert. Die Kollekten gehören zu den Missionsfesten, wie wir deutlich aus den Briefen des Apostels Paulus ersehen; sie sind so alt wie die Missionsfeste.

Wie oft berichtet der Apostel Paulus in seinem Sendschreiben über seine Arbeiten, Reisen und Erfolge, Verfolgungen und Gefahren; ja, er schickt seine apostolischen Mitarbeiter an die älteren Kirchen, damit sie dort Bericht erstatten, d. h. Missionsfeste abhalten, und Kollekten für die Bedürfnisse der jungen Missionskirche zu veranstalten und Mitarbeiter zu werben. Welche große Rolle spielt die Missionskollekte in den apostolischen Briefen! Wahrlich, der Völkerapostel verlangt viel. „Bereitet die Kollekte von weither vor; legt jeden Sonntag etwas für die Missionskollekte zurück; schaffet, damit ihr etwas geben könnt; gebt reichlich, gebt fröhlich und einfältig; macht, daß die Kollekte groß wird; sonst lohnt es sich nicht, daß ich komme oder daß ich sie persönlich nach Jerusalem bringe; sorgt, daß euch die ärmeren Kirchen nicht an Großmut übertreffen; ja, gebt viel, daß ich mich euer rühmen darf usw."

Was war nun wohl die Seele der Missionsfeste? Die heilige Eucharistie! Die Predigt, die Missionspredigt, das Missionsgebet, das Missionsalmosen, alles dreht sich um sie; dabei wurden die Gebete für das Heidenapostolat, für die Heiden und Heidenchristen dargebracht, die Opfergaben, die Kollekten, hinterlegt. Am Opferstein entzündete sich das heilige Feuer.

So muß auch bei unseren Missionsfesten nach dem Beispiel der apostolischen Kirche eben die Eucharistie, das Gotteshaus, der Mittelpunkt und die Seele sein. Darum muß der Sakramentenempfang an erster Stelle stehen, dem Missionstage das Gepräge und die hl. Weihe geben. Dann fällt das Samenkorn des Missionsvortrages auf ein empfängliches, gelehriges Herz. Ein Herz, das den Segen der Mission, Verzeihung der Sünden durch das Bußsakrament und Beruhigung und Trost und Aufmunterung am Herzen Jesu durch die hl. Kommunion in sich aufgenommen hat, wird am ersten Verständnis für den Segen und die Not der äußeren Mission haben. Wie kann beim Missionsfeste in Wahrheit für die Verbreitung des hl. Glaubens eifern der, welcher seiner eigenen Seele bei dieser Gelegenheit den größten Segen des Glaubens, die Verzeihung seiner Sünden und die hl. Eucharistie vorenthält? Welchen Wert haben die Gebete im Zustande der Sünde für die Mission? Das Wort fällt auf den steinigen Weg, auf einen Felsen, unter die Dornen. Die Erfahrung hat es bestätigt: Der Maßstab des Sakramentenempfanges gibt den Maßstab für den mehr oder weniger erfolgreichen Verlauf des Missionsfestes ab. Darum muß man schon in kleineren und mittelgroßen Orten am Freitag Nachmittag Beichtgelegenheit besonders für die Schulkommunionkinder und die älteren Leute geben; abends einen Vortrag halten, der das Volk zum Sakramentenempfang stimmt (heiligmachende Gnade — Wirkungen des Bußsakramentes, Sünde, Seelenheil oder sonst ein

ernstes Thema); Samstags ist reichlich Gelegenheit zum Beichten; manche Pfarrer laden andere Geistliche zum Beichthören ein, — abends findet der erste Missionsvortrag statt, der das Missionswerk mehr im allgemeinen behandelt (Missionspflicht, Missionshilfe, Unglück und Zahl der Heiden; der gegenwärtige Stand der Missionen; das katholische Deutschland und die Weltmission; Widerlegung der Vorurteile gegen die Missionen und die Unterstützung der Missionen; die Missionsgesellschaften und ihre Arbeitsfelder, Art und Weise, sie zu unterstützen. . . .) Der eigentliche Missionstag hat folgendes Programm: Morgens (Beichtgelegenheit) Generalkommunion. Beim Hochamt (oder Singmesse) der zweite Missionsvortrag. Themata: Das Heidentum und die Kranken und die Armen; Die Mission und die Kranken und die Armen (Nottaufen); Das Christentum und die Sklaverei —, der Missionar macht mit seinem besonderen Arbeitsfelde (Zeit der Gründung — Ort und Lage, Entwicklung, Erfolgen) bekannt; nachmittags dritter Missionsvortrag (Themata: Das Heidentum und das Kind, Das Heidentum und das weibliche Geschlecht; Der Kindheit-Jesu-Verein und die Missionen; Was hat gerade in unserer Mission die katholische Kirche für Kind und Weib getan?

An diesen Vortrag schließt sich der Opfergang des Kindheit-Jesu-Vereins an. Die Statue des Jesukindes steht auf einem Postamente oder Tischchen, umrahmt von Kerzen und Blumen, im Chore der Kirche. Bei dieser Gelegenheit wird der Kindheit-Jesu-Verein, ebenso der Frauen- und Jungfrauen-Verein passend erneuert oder eingeführt.

Abends ist die Schlußfeierlichkeit: Letzter Missionsvortrag. Themata: Das heidnische und christliche Sterben und das Begräbnis; Die heidnische Religion; Götzendienst und Aberglauben; Wie bekehrt man die Heiden? Die Schule im Dienst der Mission. Dann Erneuerung der Taufgelübde oder Herz-Jesu-Weihe vor ausgesetztem hochwürdigsten Gute (weißgekleidete Mädchen können es ganz passend umrahmen); Tedeum, feierlicher Segen; die Gesänge: Fest soll mein Taufbund immer stehen; Wir sind im wahren Christentum; Ein Haus voll Glorie schauet usw. werden in die Andacht hineinverwoben. Am Montag Morgen Seelenamt für die Verstorbenen der Pfarrei, besonders für die Missionswohltäter und die gefallenen und vermißten Soldaten. Erneuter Sakramentenempfang.

Gar sehr wirkt gute Missionsliteratur mit zum Verständnis des Missionstages und des Missionsgedankens; am Eingang oder sonstwo in der Nähe der Kirche läßt man sie schon von Anfang an anbieten; besonders eignen sich die Broschürchen und Traktätchen, wie z. B. Mit Herz und Hand fürs Heidenland, Christus ruft (beide von P. Herm. Fischer, Missionsdruckerei Steyl), Flugblätter vom Franz-Xaverius-Verein; Frauen- und Jungfrauen-Missionsverein, kleine Missionsbibliothek usw. Man kann die Sachen auch in den Häusern anbieten lassen; alles halt nach den Umständen und im Verein mit der Pfarrgeistlichkeit.

In großen Pfarreien hält man mit Nutzen schon am Donnerstag Abend den Vortrag, der für den Sakramentenempfang Stimmung machen soll, und läßt einen zweiten in derselben Richtung am Freitag Abend folgen. Ein abgehaltenes Missionsfest, wo der Glaubensbote seine Zuhörer gleichsam an der Hand nimmt und sie auf das Missionsfeld hinausführt und ihnen sein Auge und Ohr leiht, damit sie mit ihm das Unglück der Heiden sehen, hören und fühlen, ist allerdings eine schwere Arbeitsleistung; für den Missionspater empfiehlt sich darum manchmal dieses Programm eines Missionstages, kann aber auch entsprechend den Verhältnissen des Ortes, der Jahreszeit und der Personen modifiziert werden.

Manchmal kann man dem Missionsfeste auch ein Triduum oder eine Missionserneuerung vorausgehen lassen und diese Uebungen mit dem Missionsfeste, diesem Feste der Dankbarkeit für die Glaubensgnade, diesem Feste der anschaulichen Vorführung der Segnungen der hl. Kirche, der Begeisterung für den hl. Glauben wirksam abschließen.

Bei einer solchen Gelegenheit wirkt eine nachmittägige oder eine abendliche Feier im Wirtshause oder im Vereinssaale auf die gehobene religiöse Stimmung, auf den Sakramentenempfang am Montag leicht wie ein Mairei

auf die zarten Blüten und Sprossen, zumal wenn dabei geraucht und getrunken wird, wenn es eher auf eine Erholung oder Unterhaltung hinausläuft.

Das Gotteshaus ist der rechte Platz für die Missionsfeste; das kann alle oder sehr viele umschließen; da fühlen sich vor allem die ärmeren und älteren Leute, dann auch besonders die Frauen und Kinder wohl, da wird mehr gebetet und mehr geopfert; da hebt alles die religiöse Stimmung.

Die Kollekte begleitet die Missionsvorträge und Missionsandachten von Anfang bis zu Ende; manchen Leuten kommt es erst beim Seelenamt am Montag zum Bewußtsein, daß sie bei den vorausgegangenen Kollekten hätten mehr leisten können und sollen, und sind froh, wenn sie noch eine Gelegenheit finden, es nachzuholen. Manche Geistliche versagen ihrer Gemeinde die Wohltat eines Missionsfestes oder eines eigentlichen Missionsvortrages durch einen Missionär, weil sie dem Geldbeutel ihrer Pfarrkinder nichts zuzumuten wagen. Da handelt die Welt anders. Sie gibt um so mehr ihren Anhängern und auch den Pfarrkindern Gelegenheit, das gefährliche Geld los zu werden: Kino, Tanzmusik, Sport, Mode, Rauchen, Getränke, Luxus aller Art. Wahrlich, die Welt ist nicht so befangen; sie lockt das Geld zu Millionen und Milliarden aus den Taschen. Alle Tage, an allen Ecken und Enden und Winkeln ladet sie zum Ausgeben ein und für welch' liederliche Zwecke! Sie ist nicht ängstlich; sie kennt keine Einwürfe. Die Welt und der Teufel lachen über jene Zauderer. Es gibt keine schönere Kunst als die des Almosenspendens und Wohltuns. Diese Kunst lernt man aber nur durch fortgesetzte Uebung. Deshalb muß die Kirche reichlich Gelegenheit geben, sie zu lernen und zu üben, ja manchmal besondere Gelegenheiten dazu geben. Die Christen in den apostolischen Zeiten und im Mittelalter waren, wie wir wissen, Meister in dieser Kunst zum Vorbild und Segen für spätere Zeiten. Gelegenheit und beständige Uebung brachte sie dazu. Man klagt jetzt viel und schimpft heftig über die schmutzige Habsucht so vieler Leute; warum wendet man nicht das beste Mittel dagegen an: Gelegenheiten und Uebungen zum Almosengeben, für die Werke der Nächstenliebe und der Barmherzigkeit etwas aufzubringen? Die Andersgläubigen, besonders die in England und noch mehr in den Vereinigten Staaten holen unzählige Milliarden Dollars aus ihren Anhängern heraus und wofür? Sie gründen und unterhalten Schule um Schule, Krankenhaus um Krankenhaus usw. in den Missionsländern, vor allem in China, Japan und Indien, und führen so ihre verwaschenen Religionen ein, die in den Rationalismus ausmünden, wie jeder Missionär bestätigen kann. Die Methodisten und Baptisten, die an 20 Millionen Anhänger in den Vereinigten Staaten haben, sammeln *allmonatlich viele, viele* Millionen Dollar für ihre Propagandazwecke in den Missionsländern. Der englisch-amerikanische Chauvinismus ist dabei freilich eine gewaltige Triebfeder. Der Seelsorger soll sich freuen, wenn seine Leute sich als Christen vom Schlage der Christen in den apostolischen Zeiten und im Mittelalter bewähren und sich Glück dazu wünschen. Er soll aber auch wissen, was und wie viel bei solchen Gelegenheiten eingeht; er *hat das Recht dazu und ein Interesse daran*, es im Pfarrgedenkbuche einzuzeichnen oder auch seinen Pfarrkindern gelegentlich mitzuteilen. Die Teller- oder Körbchen-Kollekte bewährt sich dabei, zumal bei der heutigen Papiergeld-Wirtschaft am besten. Geweckte Messediener oder Mädchen leisten treffliche Dienste. Die Sammler stellen die erhobene Kollekte auf einen der Nebenaltäre oder auf ein Kredenztischchen; in der Sakristei geschieht mancherorts Unfug; die Sammler zählen neugierig das Geld und achten dabei nicht auf die Messe, und Gelegenheit könnte mal Diebe machen.

In jeder Pfarrei sollte wenigstens alle 3—5 Jahre eine gründliche Missionsfeier (und auch ein Bonifatiusfest) abgehalten werden; nicht aber alle Jahre; denn so würden sie alltäglich und ihren Reiz verlieren; auch würde man die nötige Zahl der Berufsmissionäre dafür nicht auftreiben können. Wohl ist es *Pflicht* für jeden Pfarrer und Seelsorger, dem Missionsgedanken im Laufe des Kirchenjahres in Kirche und Schule und Verbreitung der Missionszeitschriften das Wort zu sprechen. Vorüberziehenden Missionären soll man gern entgegenkommen und ihnen Gelegenheit geben, das Volk für das Missionswerk von neuem zu interessieren.

Wehe, wenn ein Seelsorger keinen Sinn für die Ausbreitung des heil. Glaubens, für das Missionswerk, hat! Wehe, wenn er nichts von dem apostolischen, katholischen Geist hat! Er hat nimmer den Geist Christi, den Geist des Apostels Paulus: Cor Pauli, cor mundi. Die katholische Kirche ist eben eine Missionskirche: sie muß sich ausbreiten, sie muß wachsen. Mit dem Wachsen und Ausbreiten hängt die Erstarkung des eigenen inneren Lebens enge zusammen. Was nicht mehr wächst, stirbt innerlich ab. Wir haben zwei große katholische Vereine in Deutschland: der eine gilt den gefährdeten Katholiken in der Diaspora; der katholische Glaube soll hier erhalten, vertieft und wieder ausgebreitet werden; die sogenannte Reformation hat ihn nötig gemacht; der andere Verein ist der Verein für die Ausbreitung des hl. Glaubens unter den Heiden und Mohammedanern (ca. 1000 Millionen), er ist so alt als die heil. Kirche; er wird auch fortbestehen, wenn es keine Häretiker, keine Irrgläubigen mehr gibt; er wird fortbestehen bis zum Ende der Zeiten; er hört das Wort des Heilandes und sucht es zu verwirklichen: Ich habe noch andere Schafe, die nicht aus diesem Schafstalle sind; ich muß sie herbeiführen; sie werden auf mein Wort hören, und es wird ein Hirt und ein Schafstall sein. Ein rechter Katholik, ein rechter Priester nimmt sich beider Vereine an nach der Mahnung: „Das eine sollst du tun, das andere nicht unterlassen", und er tut beides mit Kraft. Nach den Worten des hl. Vaters in seinem Missionsschreiben an die ganze heilige Kirche indessen wird ausdrücklich bestätigt, daß die Ausbreitung des hl. Glaubens unter den Heiden das größte und wichtigste Anliegen der hl. Kirche und ihr erstes Gebot ist.

Wir haben schon oft gesehen, daß es Priester geben kann, die einseitig nur den Bonifatius-Verein pflegen, die für den Franz-Xaverius-Verein keinen Sinn haben, dem Werke der Missionen kalt gegenüberstehen, ja, es ablehnen und hindern.

Wir haben es noch nie erlebt, daß ein Förderer der Heidenmission die innere, heimische Mission ignoriere und nicht unterstütze, im Gegenteil, die Liebhaber, die Eiferer für die äußeren Missionen sind auch immer die treuesten und verständigsten Förderer der inneren Mission, der Bedürfnisse der Heimatkirche. Jene Katholiken, jene katholischen Familien, jene kath. Gemeinden, die am meisten Sinn und Verständnis für die Heidenmissionen haben, denselben ihre Gebethilfe, Gelder und Missionskandidaten zuführen, sind auch gewöhnlich am besten für die Bedürfnisse der inneren Mission zu haben. Jene Diözesen, die am meisten für die äußere Mission leisten, leisten auch für die innere Mission am meisten. Der Vollsegen des Heiligen Geistes ergießt sich erfahrungsgemäß auf eine Person, auf eine Familie, eine Gemeinde, auf eine Diözese, auf ein Volk am meisten, und nur dann, wenn es den apostolischen Geist, den Missionsgeist, in sich aufnimmt und pflegt. Die Kirche Christi ist eben eine Missionskirche und sie muß es sein; was vom ganzen gilt, gilt auch für die einzelnen Teile: die Glieder, die Familien, die Gemeinden und Diözesen. Wo der meiste Missionsgeist ist, ist auch der meiste Segen, das Glaubensleben am intensivsten. Wohlan, helfen wir mit, jeder in seiner Art, daß das Banner Christi allüberall flattere, daß die achthundert Millionen sich Christus zu Füßen legen. Gott will es! Die Herrschaft Christi ist das Heil der Welt.

Mitteilungen

Entscheidungen des Heiligen Stuhles.

1. Schreiben des Papstes zur 50jährigen Gedenkfeier der Erhebung des hl. Joseph zum Schutzheiligen der Kirche: 25. Juli 1920 (AAS 313—317).

„Der unselige Krieg kam gerade über die Völker, als sie ganz vom Naturalismus (Materialismus) erfaßt waren, von jener verderblichsten Seuche der

Welt, die das Verlangen nach den himmlischen Gütern lähmt, wo sie sich einmal festgesetzt hat, die Flamme der göttlichen Liebe niederhält, den Menschen dem Einfluß der heilenden und erhebenden Gnade Christi entzieht und ihn dann des Glaubenslichtes bar und lediglich mit den schwachen und verderbten Kräften der Natur ausgerüstet den zügellosen Begierlichkeiten überantworte. Da gerade außerordentlich viele all ihr Streben auf die vergänglichen Dinge gerichtet hatten und unter den Lohnarbeitern und Wohlhabenden die heftigste Zwietracht und Spannung herrschte, hat die Länge und Ausdehnung des Krieges die wechselseitigen Abneigungen der Volksklassen vermehrt und verschärft, vor allem deshalb, weil er auf der einen Seite für das Volk eine unerträgliche Teuerung verursachte, auf der andern Seite aber wenigen eine unerwartete Bereicherung brachte. Dazu kommt noch, daß die Heiligkeit der ehelichen Treue und die Achtung vor der väterlichen Gewalt durch den Krieg in weiten Kreisen arg erschüttert wurde, weil das Fernsein des einen Gatten das Pflichtbewußtsein des andern gelockert und das Fehlen des Beschirmers die jugendliche Unerfahrenheit, besonders der Mädchen, zur Ungebundenheit verleitete. Es ist zu bedauern, daß die Sitten nun weit mehr als früher verwildert und verdorben sind und dadurch auch die soziale Lage sich von Tag zu Tag so sehr verschlechtert, daß bereits das Schlimmste zu befürchten steht."

Der Papst habe gelegentlich die Katholiken an ihre Pflichten erinnert, so in dem Schreiben an den Bischof von Bergamo und an die Bischöfe der venetianischen Kirchenprovinz, und weist nun alle Handarbeiter auf den hl. Joseph hin als ihren besonderen Lebensführer und Schutzheiligen, um sie dadurch in Pflichttreue zu erhalten und vor der Ansteckung des Sozialismus zu bewahren, der gänzlich unvereinbar ist mit der christlichen Lebensweisheit. Der hl. Joseph hat ein ähnliches Leben geführt wie sie, und der göttliche Heiland wollte eines Zimmermanns Sohn heißen, wiewohl er der Eingeborene des ewigen Vaters ist. Wie hat doch der hl. Joseph seinen niedrigen Stand mit so vielen hervorragenden Tugenden geziert! Nach seinem Vorbild sollen alle lernen, die gegenwärtigen vergänglichen Dinge im Lichte der künftigen unvergänglichen zu betrachten, sich über die Unbilden des menschlichen Lebens hinwegzusetzen und durch ein besonnenes, gerechtes und frommes Leben nach den himmlischen Gütern zu streben.

Den Arbeitern seien die unvergleichlichen Worte Leos XIII. wiederholt: „Durch den Gedanken an diese Dinge sollen die Darbenden und alle Handarbeiter sich ermuntern und gerecht urteilen; es ist ihnen sehr wohl unter Wahrung der Gerechtigkeit möglich, sich aus ihren ärmlichen Verhältnissen herauszuarbeiten und eine bessere Lebenshaltung zu erringen. Allein Vernunft und Gerechtigkeit verbieten, die durch Gottes Vorsehung bestehende Ordnung zu zerstören. Zur Gewalt zu greifen und hierin irgend etwas mit Empörung und Unordnung zu beginnen, ist ein törichtes Unterfangen, das jene Uebel meistens weit schlimmer macht, die man damit lindern wollte. Mögen daher die Bedürftigen, wenn sie verständig sind, nicht auf die Versprechen aufrührerischer Menschen ihr Vertrauen setzen, sondern auf das Beispiel und den Schutz des hl. Joseph und auf die mütterliche Liebe der Kirche, die mit immer wachsender Sorge sich ihrer Lage annimmt."

Die Verehrung des hl. Joseph führt zur Nachahmung der Tugenden der hl. Familie. „Denn von Joseph werden wir geradeswegs zu Maria geführt, durch Maria aber zu Jesus, dem Quell aller Heiligkeit, der die häuslichen Tugenden durch seinen eigenen Gehorsam gegen Joseph und Maria geheiligt hat. Es ist unser Wunsch, daß sich nach diesen hervorragenden Tugendbeispielen die christlichen Familien erneuern und schulen." Die Erneuerung und Gesundung des Familienlebens wird die gesamte menschliche Gesellschaft verjüngen, heben und kräftigen, weil sie sich ja auf die Familie gründet. Wir fordern die Bischöfe auf, jetzt, wo es so dringlich ist, die Gläubigen zur eifrigen Verehrung des hl. Joseph anzuhalten. Die verschiedenen Arten der Josephsverehrung, besonders die Andacht am Mittwoch und im Monat März, sollen in jedem Bistum auf Anregung des Bischofs gepflegt werden. Da der heil. Joseph mit Recht als Beschützer im Tode verehrt wird, sollen auch die Bruder-

schaften vom guten Tod und für die Sterbenden sowie vom Hinscheiden des hl. Joseph gefördert werden.

„Um das Gedächtnis des päpstlichen Erlasses zu feiern, verordnen Wir, daß innerhalb eines Jahres vom 8. Dezember ds. Js. ab in der vom Bischof zu bestimmenden Zeit und Weise eine öffentliche Feier zu Ehren des hl. Joseph, des Bräutigams der allerseligsten Jungfrau und Schutzheiligen der katholischen Kirche, stattfinde; wer daran teilnimmt, gewinnt unter den gewöhnlichen Bedingungen (Beicht, Kommunion, Kirchenbesuch, Gebet nach Meinung des Heil. Vaters) einen vollkommenen Ablaß."

2. Schreiben des Papstes an die Schweizer Bischöfe: 25. Aug. 1920 (AAS 355).

„Ihr seht selbst, wie notwendig es ist, daß in der gegenwärtigen Bedrängnis die Bischöfe mit vereinten Kräften sich nachdrücklich bemühen, die Pläne der Gegner, besonders der Sozialisten, abzuwehren, die den Bedürftigen eine erstaunliche und verlockende Erneuerung der menschlichen Gesellschaft vortäuschen und alles durcheinanderbringen sowie mit der bürgerlichen Lebensform zugleich Glauben und Sitte erschüttern wollen. Zur Widerlegung dieser Irrtümer wird es außerordentlich viel beitragen, wenn hervorragende Priester und Laien auf Eure Anregung die unvergänglichen Grundsätze christlicher Weisheit in Wort und Schrift einschärfen; diese haben stets, wo sie ins Leben umgesetzt wurden, den Staaten vorzügliche Sittlichkeit und Wohlstand gebracht."

Der Papst wird zur Verwirklichung der Anregung beitragen, die eucharistischen Tagungen wie früher wieder in verschiedenen Ländern abzuhalten. Er dringt sodann besonders auf die Gründung eines Schweizer Kollegs in Rom, ähnlich wie sie für andere Länder längst bestehen. „Aus ihnen gehen nämlich andauernd die besten Priester hervor, ausgerüstet mit Wissen und Frömmigkeit, die dann in ihr Land zurückkehren und dort gewöhnlich sehr viel dazu beitragen, mit dem Glauben zugleich eine ganz besondere Ergebenheit gegen den Hl. Stuhl mit ihren Landsleuten zu fördern und zu heben: jener römischen Kirche, mit der, wie Ihr ganz recht schreibt, nach den Worten des hl. Irenäus wegen ihres besonderen Vorranges jede andere Kirche übereinstimmen muß".

3. Errichtung von Missionspfarreien: Propaganda 25. Juli 1920 (AAS 331).

Neulich hat die Konsistorialkongregation eine Verordnung über die Bildung der Pfarreien erlassen. Das gleiche tut nun die Propaganda für die Missionspfarreien. Danach sollen auch die apostolischen Vikariate und Präfekturen regelmäßig in einzelne Pfarrbezirke (Missionspfarreien) mit eigenem Seelsorger eingeteilt werden, wofür die näheren Bestimmungen aufgezählt werden. Diese Einteilung ist nach und nach zu machen, so wie es die Verhältnisse zulassen. Es empfiehlt sich sehr, die einzelnen Missionspfarreien nach Art der Dekanate in mehrere Sprengel zusammenzufassen.

Rom. Dr. **Franz Xaver Hecht** P. S. M.

Bei Bedarf in Bühnendekorationen für die bevorstehende Spielzeit machen wir unsere verehrl. Leser auf die rühmlichst bekannten Kunstwerkstätten für Theatermalerei und Bühnenbau von **Wilhelm Hammann in Düsseldorf** aufmerksam.

Diese Firma ist für Lieferung künstlerisch feiner und gediegener Arbeiten bekannt; bei Anfragen beziehe man sich auf diese Zeitschrift.

Bücherschau

Ueber den Selbstmord. Von Bischof Joh. Michael Sailer. Neue Ausgabe. Preis Mk. 2.—. Herder. 1919.

Daß dieses Trost- und Mahnbüchlein aus einer Zeit, in der die Werthermelancholie das Giftfläschchen in so manche junge Hände drückte, in schönem

Gewande heute wieder erscheint, wo so mancher Totenzettel euphemistisch mit: „Konnte die Schmach des Vaterlandes nicht ertragen", aufwartet, muß als ein gutes Werk bezeichnet werden. Traurige trösten. . . Und Sailers Schriften greifen einem immer wieder ans Herz; dafür sind sie philosophisch, ästhetisch und aszetisch zu tief. In ihm vereinigt sich das Gute der Philanthropen und Sentimentalen seiner Zeit und das menschlich Edle, das immer modern bleibt. Wie tiefgründig die Aufzählung der Ursachen, aus denen der Selbstmord hervorgehen kann (S. 58); wie fertigt er den fünften Steingrund für die Selbstmorde à la Werther" (S. 37 f) ab; wie köstlich die Persifflage der . . . „Nerven": „Und wenn durch Erziehung, Lektüre, Umgang, Schauspiele, Verführung usw. die Leidenschaft der Jünglinge, der Mädchen auf den Punkt gespannt worden, daß sie sich und ihre Familien mit Schandtaten gebrandmarkt, dann heißt's: „Der schwache Nervenbau war schuld daran!" Und wenn durch Erziehung, Lektüre, Umgang, Schauspiele usw. die Leidenschaft des schwachen Geschöpfes so hoch gespannt worden, daß es sich selbst mordete, dann dreht sich der Philosoph auf seinem Absatz und singt sein Liedchen: „Ueberreizte Nerven!" Das Büchlein bietet echt katholische Weisheit entgleisten und beängsteten Gemütern.

Revolution auch der Religion? Eine ernste Frage in ernster Zeit von G. K. Franke. 100 S., Mk. 3,50. Warendorf, Schnell 1919.

Einer, der im Felde tief in Himmel und Hölle geschaut hat, ein Mitfühlender und Mitdenkender hat dieses Buch geschrieben. Es „kommt aus apostolischem Herzen, das es gut meint mit seinen Mitmenschen, und wendet sich an alle, die schwer leiden unter den chaotischen Verhältnissen und von dem Elend unserer Tage hart betroffen sind" (Vorwort 3). Ohne Religion kein Glück des einzelnen, keine Wohlfahrt der Gesamtheit — das der Hauptgedanke dieser Apologie. Aber es handelt sich um eine praktische, so recht psychologische und soziale Apologie, wie sie den Mann des Lebens packt. Da finden wir die zeitbewegenden Fragen behandelt: Arbeit (13—17); Leid (18—20); Familien-, Erziehungs- und Schulprobleme (26—40); Autorität (41—46); religionslose Moral (47—56); „Religion ist Privatsache" (56—59); Trennung von Staat und Kirche (60—72); war die Religion oder der Unglaube schuld am Kriege? (74—80); Quellen des Unglaubens und des Glaubens (81—91). — Ueberall sind die Gegnerschaften und Schwierigkeiten berücksichtigt, die einem heutzutage auf den Nägeln brennen; ein reicher Zitatenschatz, von den Kirchenvätern bis zu den sozialdemokratischen Parteitagen belebt und belehrt. Man sieht: Eine Fundgrube für Vorträge in Vereinen und Versammlungen, ein zeitgemäßes Werk für jede, auch die letzte Dorf- und Vereinsbibliothek, ein Werk zum Massenvertrieb in gefährdetster Zeitlage.

Koblenz. **P. Gemmel S. J.**

Theoktista von Byzanz, die Mutter zweier Heiligen. Von P. Basilius O.S.B. Beuroner Kongregation. Mit 5 Bildern, geb. 5,80 Mk. Herders-Verlag.

Die in diesem Büchlein vorliegende Darstellung des Lebens einer außerordentlichen Frau, die im 8. Jahrhundert im Orient wirkte, bildet zum größten Teil eine wissenschaftliche Arbeit, eine Art Rekonstruktion, die auf den Anhaltspunkten beruht, die uns die Leichenrede des großen hl. Abtes und Kirchenschriftstellers Theodor Studita auf diese, seine Mutter, bietet. Die genaue Kenntnis der Zeitgeschichte half zu den ausschmückenden Zutaten, sodaß wir ein lebenswahres Bild vor uns haben.

Was aber dieses Bild für die Gegenwart auch im Abendlande anregend und brauchbar macht, das ist die Weise, wie uns Theoktista als Mädchen, als Frau und Mutter, Erzieherin ihrer Kinder und schließlich als zum Höchsten strebende Aszetin und heldenmütige Kämpferin in den schweren Zeiten der Verfolgung gezeigt wird. Dieses „starke Weib" aus Byzanz bildet eine Idealgestalt, nach der unsere Frauenwelt in den schweren Zeiten aufschauen darf und soll, mag sie in der Welt oder im Kloster zum Höchsten streben.

Wertvolle Hinweise auf Quellen und Belege, sowie illustrierende Bemerkungen sind in die umfänglichen Anmerkungen am Schlusse verwiesen. Die beigegebenen Bilder veranschaulichen den Schauplatz der Handlung. **P. W.**

Das Dorf entlang. Ein Buch vom deutschen Bauerntum von Jos. Weigert. Zweite und dritte vermehrte Auflage. XII u. 460 S. Preis geb. 12 Mk. Freiburg i. Br., Herder, 1919.

In vier Büchern behandelt Weigert das Bauernleben, die Bauernarbeit, den Bauerncharakter, die Bauernfamilie. Vermehrt ist die Ausgabe um einen Ausblick: Der deutsche Bauer der Zukunft. „Aus hundert alten, neuen Büchern ein neues machen — das heiß' ich eine schlechte Kunst. — Doch was in hundert steht (die man nicht liest), in einem sagen — wohl auch nicht umsunst." Nein, sicherlich nicht umsonst. Heute besonders nicht, wo die Stände wieder innerlich näher kommen müssen zum gegenseitigen Verstehen und Helfen. Und deshalb möge sich des Verfassers Wunsch verwirklichen: „Ich wollt', es verachtet' es keiner; ja, ich hofft', daß es manchem die Kenntnis mehrte." Um so mehr, als der Verfasser die Seele des Bauern kennt und liebt. Und alle, die es angeht, mögen in diese Blätter sich hineinvertiefen. Nicht ohne Bereicherung werden sie dies empfehlenswerte Buch wieder aus der Hand legen.

Paulus. Ein Buch für Priester von Otto Cohauß S. J., 357 S. Warendorf i. W. J. Schnellsche Verlagsbuchhandlung 1919.

Mehr wie je ist es nötig, daß der Priester sich auf sich selbst besinnt, der Bedeutung und Verantwortlichkeit seines Berufes sich bewußt wird. Ein Blick in die letzte Vergangenheit wird geeignet sein, zu einer ernsten Gewissenserforschung anzuregen, ob wohl der Priester immer auf der Höhe seines Berufes gestanden, ob er stets echten, unermüdlichen Seeleneifer bewiesen, ob er den „Sinn Christi" (1 Kor. 2, 16) gehabt hat. Es ist eine altbekannte Erfahrung: talis grex qualis rex. Auch die Umkehrung dürfte zutreffen! qualis grex, talis rex. Der Gedanke an die Zukunft fordert unerbittlich, daß vollkommene Priester, eifrige Seelsorger daran gehen „alles in Christo zu erneuern". Die Erneuerung ist aber nur dann und insoweit zu erwarten, wenn und soweit die Seelsorger zunächst in sich selbst Christum gestaltet haben. Darum ist es Aufgabe der Gegenwart, daß ein jeder Priester an sich selbst arbeite, sich selbst heilige, um dadurch fähig zu werden, auch an der Heiligung anderer fruchtbar zu arbeiten. Mit Recht wird man wohl sagen können, daß der hl. Paulus nicht nur zu den Korinthern, sondern vorzüglich auch zu den Seelsorgern aller Zeiten sprechen durfte: „Rogo vos, imitatores mei estote, sicut et ego Christi." (1 Kor. 4, 16.) Unser Heiland Jesus Christus hat den Priestern die erhabensten und liebenswürdigsten Tugenden des guten Hirten gewiesen. Er ist und bleibt das unerreichte Ideal jedes Seelsorgers. Der heilige Paulus aber zeigt uns, wie man durch treue Mitwirkung mit der Berufsgnade dieses Ideal nach Möglichkeit in sich verwirklichen kann; er illustriert die Richtigkeit des schönen Wortes: Sacerdos alter Christus.

Deshalb ist ein Buch für Priester, das Aussprüche und Erlebnisse Pauli auf das Priesterleben von heute anwendet, sehr zu begrüßen. Die gebotenen Ausführungen sind nach des Verfassers Versicherung aus langjährigen Betrachtungen der Heiligen erwachsen. „Und durch-betrachtet wollen diese Darlegungen sein, enthält ja jedes Wort der Heiligen mehr als einen Gedanken, jeder Satz eine Sentenz, und bietet jede Sentenz den Stoff für eine ganze Predigt" (p. 5).

Möge dieses herrliche Buch den Weg in alle Priesterhände und Pauli Geist in alle Priesterherzen finden!

Gelsenkirchen. P. **B. Gerardi** O. M. J.

Von der Arbeiterbewegung zum Arbeiterstande. Von Dr. August Pieper. 8° 85 S. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag, 1920.

Da wir nun einmal den sozialen Volksstaat errichtet haben, der die Gleichstellung aller Berufsstände bringen soll, so wird auch der Arbeiterstand den übrigen ebenbürtig. Noch muß er sich aber hineinarbeiten, hineinwachsen in das Gemeinschaftsleben, das geht durch eigenes Tun der Arbeiter selbst. Deshalb wünscht Verfasser mit Recht, daß seine Darlegungen „von den Arbeitern in besinnlicher Erwägung überlegt und erlebt werden".

Die unmittelbare Gotteserkenntnis nach dem heiligen Augustinus. Von Dr. theol. et phil. Johannes Hessen. 8° 60 S. Mk. 4,50. Paderborn, Ferdinand Schöningh 1919.

Zwei Auffassungen stehen sich in Erklärung der augustinischen Lehre über die Erkenntnis Gottes seitens des Menschen gegenüber, die einen lesen aus seinen Werken, daß wir Gott nur indirekt durch unser diskursives Denken erkennen könnnen, das sei Augustins Lehre; die anderen wollen eine unmittelbare Gotteserkenntnis des Kirchenvaters herausfinden, und hierin suchen die Ontologischen ihre Verwandtschaft mit Augustinus. Diese umstrittene Frage behandelt der Verfasser in möglichst vorurteilsfreier Weise und gelangt so zu einer klaren Entscheidung. Augustins Lehre der intuitiven Gotteserkenntnis weist uns besonders heute Wege, die uns aus so manchen Schwierigkeiten dieser religiös-mystischen Zeitströmung heraushelfen.

Engelport. P. **Isidor** O. M. J.

Diasporaseelsorge. Ein Buch für die Seelsorger und die Freunde der Diaspora. Von H. von Hähling, Weihbischof. 291 S. Geb. Mk. 20,—. Bonifatiusdruckerei, Paderborn.

Unter dem Sammelnamen „Unsere Diaspora" will der Generalvorstand des Bonifatiusvereins eine Diasporabücherei herausgeben. Sehr glücklich eröffnet Weihbischof v. Hähling die Sammlung mit seinem aus reicher Erfahrung und Literaturkenntnis geschöpften Handbuch für die Diasporaseelsorge. Alle Aufgaben der Diaspora werden interessant und anziehend in angenehmer Kürze behandelt. Erhebend sind die Blicke in die katholische Vergangenheit mancher Diasporastadt. — Das Buch empfiehlt sich selbst.

Einführung in das katholische Glaubensleben. Mit einem Anhang für Konvertiten. Von Hubert Dewald, Vikar in Anröchte. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Hermann Klens, Generalsekretär. Geb. Mk. 12,80. Paderborn, Bonifatiusdruckerei 1920.

Der verstorbene Vikar Dewald hat in seiner Einführung uns einen recht brauchbaren Hauskatechismus mit moderner Auffassung geschenkt. Man sieht aus allem den Mann der Praxis hervortreten, der in der Diaspora gelernt hat, mit dem Volke, das nach der Wahrheit lechzt, zu denken und zu fühlen. Auch Gebildete können mit Nutzen dieses Werk als erweiterte Glaubens- und Sittenlehre in ihre Bücherei stellen. Der Konvertitenanhang ist gut. Einzelne Ungenauigkeiten des Werkes (z. B. S. 230) können bei Neuauflage berichtigt werden.

Trier. **Kammer.**

Kommentar zum Katechismus für das Bistum Rottenburg. Von Oberschulrat Msgr. Dr. theol. X. Möhler, Rektor am Kath. Lehrerseminar zu Gmünd. 2. Band. 5. Aufl. Rottenburg a. N. Verlag von Wilhelm Bader, 1919.

Dieser Band enthält vor allem eine ganz vorzügliche Anleitung zur Erlernung des Erstkommunionunterrichtes.

Weg zum Herzen des Heilandes. Betrachtungen hauptsächlich zum Gebrauch für die öftere und tägliche Kommunion. Von Georg Deubig, Pfarrer. 2. Auflage. Broschiert 2.50, geb. 3,50 Mk Limburg a. d. Lahn, Verlag von Gebrüder Steffen, 1917.

Vom selben Verfasser, beim selben Verlag auch in 2. Auflage:

Betrachtungen für die Jugend. Broschiert 1,00 geb. 1,80 Mk.

Die beiden Büchlein liegen nur unaufgeschnitten und broschiert vor. Sie lassen sich Gebet- und Erbauungsbücher nicht gut rezensieren.

Die ersten Auflagen haben eine sehr günstige Aufnahme gefunden, vor allem der Pastor bonus hat sie ganz ausführlich besprochen, so daß man wohl unbedenklich auch diese Neuauflagen empfehlen kann.

Kreuznach. **Wessel.**

Tapeten, Wandstoffe, Läufer, Linoleum

finden Sie in grosser und schöner Auswahl bei

M. v. Zynda, S. Hoffmann Nachf.

Fernruf 573 Coblenz Clemensstr. 10

Bohnerwachs Fussbodenöl

MÖBELTRANSPORTHAUS

HEINRICH HANF

Gartenfeldstr. 3 TRIER Fernsprecher 863

empfiehlt sich der Hochw. Geistlichkeit.

UMZÜGE

unter Garantie bei persönlich. Leitung.

Beste Zeugnisse. Ia Referenzen.

Franz Binsfeld & Co.

Kirchliche Kunstglasmalerei

Telefon 85 TRIER Saarstr. 39

bieten auch heute noch Vorteil!

Verlangen Sie gefl. Offerte.

Spez.: Kriegsgedenkfenster.

Alle Bücher,

besonders religiöse Literatur liefert schnellstens (auch nach dem Saargebiet)

Buchhandlung Petrus-Verlag
Inhaber: Hans Adams
Fleischstraße 2 – 4 **Trier** Nähe Hauptmarkt

Verein von kath. Priestern Deutschlands E. V.
Protektor: Se. Erzbischöfl. Gnaden Herr Dr. Karl Josef Schulte, Erzbischof v. Köln.

PAX

Rechtsschutzstelle
Pax-Informationen
Kur- und Erholungsheime
Unkel a. Rh., Mergentheim, Nordseebad Juist
Pax-Spar- und Darlehnskasse
Rat und Auskunft kostenlos
Versicherungen aller Art
auf Grund von Vergünstigungsverträgen
Vereinsorgan — Reiseführer
Generalsekretariat Köln am Rhein
Steinfeldergasse 15, Pax-Haus.

HARMONIUM
Auch von **jedermann ohne musikal. Vor- und Notenkenntnis sofort 4stimm. spielbar;** auch Harmonium für **Kirchen und Kapellen.**
Illustrierte Kataloge umsonst.
Aloys Maier, Fulda.
Päpstlicher Hoflieferant. Gegründet 1846.

Auf Kupferplatten gemalte 14 Kreuzweg-Stationen in künstlerisch vollendeter Ausführung sind weit unter Preis zu verkaufen. Nähere Auskunft erteilt
Architekt Peter Grett,
Essen-Ruhr W., Rieberding-Str. 28 I.

FAHNEN
für Kirchen und Vereine
Vereins-Artikel,
Abzeichen etc.
Theaterbühnen
Franz Karbach
GODESBERG am Rhein
KATALOG gratis und franko.

Anzeigen, die in Heft 4 des ‚Pastor bonus' zur Aufnahme gelangen sollen, erbitten wir bis zum 10. Dez. cr.; später einlaufende können für diese Nummer keine Berücksichtigung finden.